



Deutsche Dichtung am Rhein

Linden, Walther

Ratingen, 1944

Sechstes Kapitel: Wiedergeburt im Volkstum: der rheinische Anteil an der
Deutschen Bewegung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99212](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99212)

SECHSTES KAPITEL

Wiedergeburt im Volkstum: der rheinische Anteil an der Deutschen Bewegung

Um 1750 zeigen sich neue Aufstiegskräfte in den rheinischen Ländern. Noch brausen die Schauer der zerstörenden Kriege durch die wehrlos preisgegebenen Gaue; erst 1763 beginnt der fast dreißigjährige Friede, der in den Revolutionsstürmen sein Ende findet. Noch sind gewaltige Mächte der Überfremdung am Werk. Französische Bildung und Dichtung erobert sich im 17. und 18. Jahrhundert die Höfe der volksfremden geistlichen Kurfürsten, dringt in die Adels-, Beamten- und höheren Bürgerkreise ein; französischen Schulunterricht hat es in den Rheinlanden freilich bis in die Konsulatszeit nicht gegeben, und die breiten Massen des Bürgertums wie der gesamte Bauernstand sind von den Sprach- und Bildungseinflüssen des Westens so gut wie unberührt geblieben. Italienische Kunst- und Musikeinflüsse setzen schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts an den pfälzischen Höfen zu Düsseldorf und Heidelberg-Mannheim ein. Unter dem Pfalz-Neuburger Johann Wilhelm (Jan Wellm) von Jülich-Berg (1679—1716) erreicht Düsseldorf seine erste Blüte als nordrheinische Kunststadt unter der Mischung italienischer und niederländischer Einströme: der venetianische Erbauer des Schlosses Bensberg, Graf Matteo di Alberti, der mailändische Bildhauer Gabriel di Grupello, der Schöpfer des Reiterstandbildes Jan Wellm auf dem Düsseldorfer Marktplatz und der später nach Schwetzingen verbrachten Galatea, die italienische Oper unter dem Komponisten und Dirigenten Sebastiano Moratelli begegnen sich hier mit den niederländischen Malern Adrian van der Werff, Jan Weenix, Eglen van der Neer, Johann Franz Douven, mit den großen Sammlungen der Werke Rubens', Dycks, Jordaens usw., die seit 1700 Düsseldorf eine der berühmtesten Galerien Europas gaben, bis sie nach Jan Wellms Tode

zum Teile mit dem ebenso berühmten Antikenkabinett nach Mannheim überführt und in der französischen Revolution nach München geflüchtet wurden. Die rheinischen Kunstmittelpunkte des 18. Jahrhunderts Düsseldorf, Mannheim, Frankfurt — auch in Frankfurt sind starke italienische Einflüsse zu verspüren — sind zugleich zu Mittelpunkten der emporstrebenden Dichtung geworden.

Aber auch in dem geistig niedergebrochenen Köln regen sich neue Kräfte. Zwar *Heinrich Lindenborn*, der kölnische Satiriker der 1740er Jahre, steht mit wesentlichen Teilen noch in der alten Zeit: „Der die Welt beleuchtende Cöllnische Diogenes“ 1740, die äsopischen Fabeln „Morpheana oder Traumgesichter in dem Reiche der Tieren“ um 1748, die „Zweiundfunfzig Nächte der traumenden Sterblichkeit“ 1749—1750 sind mit ihrer Kritik des weltlichen Lebens der katholisch-kirchlichen Überlieferung verhaftet und wehren im Sprachlichen die Einflüsse der gemeindeutschen Schriftsprache zugunsten nieder-rheinischer Besonderung ab. Seit der Mitte des Jahrhunderts setzt sich die mitteldeutsche Schriftsprache im Schrifttum des nördlichen Rheingebiets durch, das erste Zeichen der Abkehr von der kirchlich-provinziellen Besonderung, in die das Nordgebiet seit dem 16. Jahrhundert verfallen war. Kennzeichnend für diese Entwicklung ist der Sprachstreit, der in den Jahren 1750—1751 in Köln ausgetragen wurde. 1750 veröffentlicht der kölnische Ortsdichter *Johann Baptist Bebber* seine Streitschrift „Synopsis oder Begriff des Schauspiels“ mit einem scharfen Angriff gegen den „Neu-Sächsischen Teutschen Michel“, der die „Teutsche Helden-Sprache“ besudelt und es sich untersteht, „auch die reine Nieder-Rheinische Sprach nach seiner einbildrisch Neu-Sächsischer Mund-Art zu verbessern“. Im Jahre 1751 hat Bebber sodann, bezeichnend für die kirchliche Überlieferung der damaligen kölnischen Bildung, eine lateinische Monatsschrift „*Monumenta literaria variae eruditionis*“ („Literarische Denkmale aus den verschiedensten Wissenschaften“) ins Leben gerufen, die noch im selben Jahre mit dem 32. Stücke abbricht. Bebbbers sprachliche Streitschrift fand im Jahre 1751 eine ebenso grobe Erwiderung durch einen Anhänger der sächsischen Gemeinsprache, der die dramatischen

Aufführungen am Montanergymnasium aufs schärfste kritisiert: „Neu eröffnete Schau-Bühne zweier Berg-Knaben“ (Bergknaben als spöttische Übersetzung für Montaner), worauf der Hesse Kristof Filipp Höster, der damals in Köln einen Verlag unterhielt, in seiner ebenso kurzlebigen Monatsschrift „Nützliche Beiträge zur Verbesserung des guten Geschmacks am Niederrhein“ (Juli—Dez. 1751) beide Vorgänger sprachlich rügt und für eine neue Dichtung im Sinne Christian Günthers und Canitz eintritt. Der Sieg bleibt offenbar den Vertretern der Gemeinsprache, wie es auch die nachfolgenden dichterischen Erscheinungen örtlicher Art beweisen: die kölnischen Gelegenheitsdichter *Franz Balthasar Neuwirth*, *Laurentius Maria Danner* und später *Franz Ferdinand Wallraf*, der mit seiner deutschen Festode „Chrysostomus“ 1776 in die Überlieferung der lateinischen Carmina am Montanergymnasium zu Köln einbricht, die zahlreichen Kölner und Bonner aufklärerischen Zeitschriften, wie die „Wöchentlichen Bönnschen Anzeigen“ (1763—1770), „Der Niederrheinische Zuschauer“ (1766) und „Die Niederrheinische Zuschauerin“ (1770) des Kölner Literaten und Kunstsammlers *Baron Hüpsch* (eigentlich Jean Guillaume Fiacre Honvlez, 1730—1805, geboren zu Vielsalm in der Eifel), das „Kölnische Literarische Wochenblatt“ (1778, Stück 1—48) der kölnischen „Gesellschaft von Literaturfreunden“, die sich auf Wallrafs Anregung zur Pflege einheimischer Dichtung gebildet hatte. Es ist ein Loswinden aus den Fesseln kirchlicher Bildung; 1763 erschien des Trierer Weihbischofs Hontheim „Febronius“, der Versuch einer Erneuerung des Katholizismus unter der Anerkennung moderner „Aufklärung“, 1786 vereinigten sich die rheinischen geistlichen Kurfürsten zu den Emser Punktationen gegen die Allgewalt der römischen Kurie. 1777 gründet Kurköln die Akademie Bonn in ausgesprochener Gegnerschaft gegen die stadtkölnische Universität Köln, 1786 erhebt der Bruder Josefs II., der ebenso aufklärerisch eingestellte Kölner Kurfürst Maximilian Franz (1785 bis 1801) Bonn zur modernen Universität, die das kirchlich-orthodoxe Köln ablösen soll. Aber auch dieses Köln erwägt 1786 eine Reform. Die Universität Mainz wird 1784 in aufklärerischem Geiste reformiert

und durch Berufung hervorragender junger Kräfte gefördert (Georg Forster 1788, Sömmering usw.). Im Zusammenhange mit der neuen Bonner Universität entwickelt sich das seit den 1760er Jahren lebendig gewordene Bonner Geistesleben: 1786 gründet *Johann Bernhard Konstantin von Schönebeck* aus Johannisberg bei Linz am Rhein seine „Niederrheinische Monatsschrift“ im Stile von Wielands „Teutschem Merkur“ (nur Heft 1—6 erschienen), in seinen „Literarischen Ephemeriden“ (1785—1806) übersetzt er Tacitus' „Germania“ — während zur gleichen Zeit Wallraf in Köln die römische Vergangenheit seiner Vaterstadt heraufbeschwört —, in seiner „Malerischen Reise am Niederrhein“ (1784—1788) besucht er die großen Denkmäler der Kunst und Geschichte. Um ihn sammelt sich ein Bonner Dichter- und Gelehrtenkreis, aus dem 1787 die Bonner „Lesegesellschaft“ hervorgeht, in der Febronismus und moderne Aufklärung sich vereinen.

Wie diese Aufstiegskräfte im rheinischen Bürgertum verwurzelt waren, beweist der Düsseldorfer Lambert Krahe, der, 1755 zum Inspektor der Gemäldegalerie ernannt, 1769 auf eigene Faust eine Kunstakademie errichtete; erst 1775 ist diese vom pfälzischen Kurfürsten Karl Theodor anerkannt, Krahe zum Direktor der „Kurfürstlichen Maler-, Bildhauer- und Baukunst-Akademie“ erhoben worden. Welch ein Unterschied gegenüber der Zeit Jan Wellms, wo das meiste mit niederländischen und italienischen Künstlern bestritten wurde — nun sammeln sich um Krahe die Maler Friedrich Bury, Goethes römischer Freund, Aloys Cornelius, der Vater des berühmten Peter, der spätere Goethemaler Heinrich Kolbe, Johann Peter Langer, der Zürcher Johann Heinrich Lips, als Baumeister der große Lothringer nordischer Prägung Nicolas de Pigage aus Lunéville, der 1756—1760 den strahlenden Rokokobau des Schlosses Benrath in die niederrheinische Pappellandschaft stellte, und der Aachener Johann Joseph Couven, der mit Pigage Schloß Jägerhof in dem von Pigage entworfenen Hofgarten schuf. Dazu kommt die Gründung einer Landesbibliothek, die Einrichtung von Hochschulvorlesungen, die einer bayrisch-pfälzischen Universität Düsseldorf den Weg bahnen sollten — neben

der sterbenden Duisburger Hochschule steigt eine neue glänzende Bildungsstätte am nördlichen Niederrhein empor. Dichtung und Philosophie finden im Kreise der Zeitschrift „Iris“ 1774–1776 ihre Stätte; der Thüringer Wilhelm Heinse und der Düsseldorfer *Johann Georg Jacobi* (1740–1814) hatten sie begründet, Goethe arbeitete an ihr mit. Die beiden Jacobis kamen aus einer niedersächsisch-niederrheinischen Blutmischung: Johann Konrad Jacobi aus Hannover wanderte in Düsseldorf ein, stieg als Kaufmann im Hause des Großhändlers Georg Christoph Fahlmer zu Ansehen und Reichtum empor, heiratete die Tochter. Von seinen Söhnen wurde Johann Georg 1766 Professor der Philosophie in Halle, 1784 in Freiburg im Breisgau; seine empfindsam-schönheitliche Lieddichtung — „Poetische Versuche“ 1763, „Abschied an Amor“ 1769 — im Banne Wielands hat ihm schärfste, oft unverdiente Angriffe zugezogen; diese Späterscheinung niederrheinischer Empfindsamkeit mit ihrer Umsetzung des Religiösen ins Weltliche zeitigt Klang- und Formwerte, für die der Spott Nicolais in „Sebaldus Nothanker“ (Karikatur des Herrn von Säugling) weder Ohr noch Gefühl hatte. Tiefer und umfassender ist der jüngere Bruder *Friedrich Heinrich Jacobi* (1743 bis 1819), der 1764 das väterliche Geschäft übernahm, bis er 1772 in den jülich-bergischen, später bayrisch-pfälzischen Dienst trat; durch ihn und seine niederrheinische Gattin Elisabeth van Clermont, Goethes „herrliche Niederländerin“, ist sein Landsitz *Pempelfort* bei Düsseldorf zum rheinischen Musensitz geworden, wo alle führenden Geister Deutschlands nacheinander einkehrten, Goethe 1774 und 1792. Friedrich Heinrichs in den Romanen „Aus Eduard Allwills Papieren“ 1775 und „Woldemar“ 1779 dichterisch gestaltete Weltanschauung ist ein Versuch, die tiefe Empfindsamkeit einer ausgesprochenen Gefühlsreligion vernunftgemäß zu durchdringen und zu gestalten, Gefühl und Vernunft zu einer höheren klassischen Einheit zu bringen, ein Versuch zur Synthese, der daran gescheitert ist, daß diese religiöse Schau ganz im Gefühle lag und nicht zur klaren Gestalt geführt werden konnte. Spinozas Philosophie, die er in seinen Briefen „Über die Lehre des Spinoza“ 1785 im Sinne idealer Selbstlosigkeit

ausdeutete, konnte keine Vermittlung geben; die in diesen Briefen mitgeteilten religiösen Unterredungen mit Lessing aus dem Jahre 1780 haben zu dem bekannten Streite Jacobis mit dem Juden Moses Mendelssohn über den Lessingschen „Panthismus“ geführt. Auch mit Goethe, dem er im Sommer 1774 zu Elberfeld Freund wurde, hat Jacobi immer wieder philosophisch-religiöse Streitgespräche geführt, wobei Goethes deutscher Natur-Gott-Gedanke und Jacobis christlicher Gefühlskult scharf zusammenstießen, persönliche Achtung aber stets von neuem Bande der Freundschaft schlang. Das rheinische Geistesleben ist im Pempelforter Kreise wieder mit dem gesamtdeutschen verbunden.

Überall, bis in die kleinsten Orte, regen sich neue Kräfte. In Elberfeld ist seit 1772 der Siegener Mystiker Jung-Stilling als Augenarzt tätig; von hier fliegen seine Streitschriften gegen Nicolais „Sebaldu Nothanker“ in die Welt hinaus, ein religiöser Kampf, an dem das nördliche Rheinland starken Anteil nimmt. Aus Mühlheim an der Ruhr, der Heimatstadt Tersteegens, stammt der Dichter der „Jobsiade“, *Karl Arnold Kortum* (1745—1824), der an der Duisburger Universität studiert, in seiner Vaterstadt Mühlheim und seit 1771 bis zu seinem Tode in Bochum als Arzt wirkte. In seinem komischen Epos „Leben, Meinungen und Taten Hieronymus Jobs des Kandidaten“ (erster Teil 1784) hat er gangbare Romanmotive des 18. Jahrhunderts in einer ganz unvergleichlichen Weise mit dem realistisch-satirischen Volkshumor seiner nordrheinischen Heimat verbunden. Äußere Vorlage ist der Kandidatenroman des oberbergischen rationalistischen Pfarrers *Johann Martin Schwager* (geboren 1738 in der oberbergischen Grafschaft Gimborn) „Leben und Schicksale des Martin Dickius“ (1775—1776), aber was Schwager rein verstandes- und begriffsmäßig vorführt, das wird bei Kortum in pralle Wirklichkeit und erschütternden Humor umgesetzt, ersteht in einem ganz neuen Leben. Dieser Arzt ist ein Meister des Bänkelgesangs, der seine Vierzeilenstrophen aus Knittelreimen mit immer neuen verblüffenden Reimen, kühnen Satzdhungen, schlagenden Gegensätzen des Idealen und Realen bei schärfster satirischer Zeichnung zu füllen

weiß, scheinbar ganz unbekümmert, salopp, ein improvisierter Ulk, dabei aber immer natürlich, ungesucht, unverkrampft, ein glänzender Fabulierer, den man mit unversiegllicher Spannung liest und in jeder Strophe neu bewundert. Es ist die köstlichste Verspottung von Standes- und Bildungsdünkel, wenn im ersten Teile der „Jobsiade“ die Geburt des Ratsherrnsohnes mit allen Verwandtenbesuchen, Kaffeeeinladungen, vielbedeutenden Vorzeichen und Weissagungen geschildert wird, wie der zum Pfarrer Bestimmte sich dann als fauler und unnützer Bursche durch die Schule schlängelt, auf der Universität das väterliche Geld bis zur Verarmung der Familie durchbringt und, zurückgekehrt, dann jenes herrliche Examen erlebt, das als Meisterstück volkstümlich drastischen Humors jedem Deutschen bekannt ist. Der Gescheiterte versucht sich noch in den verschiedensten Berufen, bis er schließlich als Nachtwächter seiner Heimatstadt in einer braven Tätigkeit sein Leben zwar frühzeitig aber nicht unnütz beschließt.

Dieser erste Teil von 1784 hat in der zeitgenössischen Kritik, vor allem des Nicolaikreises, scharfe Ablehnung erfahren, von der Leserschaft aber wurde er so begeistert begrüßt, daß Kortum sich 1798 zur Fortführung in einem zweiten und dritten Teile entschloß. Der bereits begrabene Nachtwächter, so fabuliert Kortum darauflos, war nur scheinot, er erwacht wieder zum Leben, muß zunächst um seine Begräbniskosten und seinen schon vergebenen Nachtwächterposten Prozesse führen, wird dann in die abenteuerlichsten Schicksale verwickelt, in denen er zum Manne reift, nun ernsthaft sein theologisches Studium wiederholt, ein glänzendes Examen besteht und Pfarrer wird. Entzückend hat Kortum die Liebesgeschichte von Jobsens Schwester Esther und dem jungen Baron von Ohnewitz ausgemalt. Da brechen die Stürme der französischen Revolution herein, die Freiherrn von Ohnewitz werden vertrieben, der Pfarrer Jobs muß, deutscher Umtriebe verdächtig, vor den Franzosen fliehen, geht abermals durch seltsame Zufälle, bis er schließlich als Erbe seiner Jugendfreundin zum reichen Herrschaftsbesitzer wird, die Freiherrn zurückführt und den Bund seiner Schwester mit dem jungen Freiherrn ermöglicht. Dann stirbt er endgültig, nachdem er verordnet hat, daß

man ihn erst beim Faulwerden begraben und fünf Tage zuvor auf Scheintod mit ihm experimentieren solle:

Man war bemüht, diesen seinen letzten Willen
In allen drei Stücken pünktlich zu erfüllen;
Denn er beschloß nun wirklich seinen Lebenslauf
Und stund zum zweitenmal nicht wieder auf.

Satirisch-komische Realistik der Charaktere, Sitten, Begebenheiten verbindet sich bei Kortum mit lebendiger Fabuliererei und volkstümlich frischer Sprachkomik, so daß „Die Jobsiade“ — so lautet der Gesamttitel seit 1799 — als Standwerk deutschen volkstümlichen Humors ein unvergängliches Leben gewonnen hat.

In Trier finden wir unter dem Wettiner Clemens Wenzeslaus (1768—1794) eine neue aufklärerische Partei: den Baron von Hornstein, den Geheimrat Georg Michael Frank de Laroche, der 1771 seine „Briefe über das Mönchswesen“ herausgibt; die fobronianische Überlieferung bleibt durch Jahrzehnte bewahrt. 1770 wird die kurtrierische Residenz nach Koblenz verlegt, dort 1780—1786 das neue Schloß mit der beherrschenden Rheinseite gebaut. Durch seine Gattin Sophie von Laroche, geb. Gütermann, die Jugendgeliebte Wielands, wird das Haus der Laroche in Ehrenbreitstein zum Musensitz, von wo die vielgelesenen Romane Sophiens („Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ 1771 usw.) ausgehen und wie in Pempelfort die großen Namen deutschen Geistes ihre Einkehr halten.

Auch auf kurpfälzischem Gebiete bilden sich verschiedene Mittelpunkte der Kultur. Da entsteht in Zweibrücken die Zeichenakademie, an der Maler Müller seine erste Ausbildung empfängt. Da bildet sich in Kaiserslautern 1769—1770 die „Physikalisch-ökonomische Gesellschaft“ zur Förderung der Landwirtschaft, Bienenzucht usw., deren Einrichtungen 1774 in eine landwirtschaftliche Lehranstalt, eine „Kameralsschule“ umgewandelt werden; 1777 wird diese — wie die auf gleiche Weise privat entstandene Düsseldorfer Kunstakademie — zur Staatsanstalt, 1784 als „Staatswirtschaftliche hohe Schule“ nach Heidelberg verlegt, Jung-Stilling als Professor der Landwirtschaft

an sie berufen. Im übrigen verbleibt Heidelberg in seinem jesuitischen Niedergange, Versuche zur Reform — darunter der Plan einer Berufung Lessings — scheitern bis zur durchgreifenden Reorganisation von 1803. 1720 ist die Residenz der Pfalz-Neuburger, des kurpfälzisch-jülich-bergischen Staates, nach Mannheim verlegt worden; die Rhein-Neckarstadt wird seit der Mitte des Jahrhunderts zum kulturellen Mittelpunkt der südlichen Rheinlande.

Unter der langen Regierung Karl Theodors (1742—1799, seit 1777 auch Kurfürst von Bayern, also eines bayrisch-pfälzisch-niederrheinischen Gesamtstaats) ist Mannheim zu einer ungemeinen Bedeutung emporgestiegen. Karl Theodor war Kunst- und Theaterfreund, dabei aber durchaus französisch und jesuitisch eingestellt; die Blüte Mannheims ist also nur teilweise auf ihn zurückzuführen, zum größeren Teile ein Werk des aufstrebenden Bürgertums. 1757 wurde die Akademie der bildenden Künste begründet, große Teile der Düsseldorfer Galerie überführt, 1767 der berühmte Statuensaal vom Niederrhein an die Neckarmündung verbracht. Dazu gesellten sich das Kupferstichkabinett, das Münz- und Antiquitätenkabinett, die große Hofbibliothek, Botanischer Garten, Sternwarte und Anatomisches Theater, also die Anfänge einer neuen Hochschule neben Heidelberg — erst die Erwerbung Bayerns 1777 hat Karl Theodor von diesen Plänen entfernt. 1763 begründete der Kurfürst die Pfälzische Akademie der Wissenschaften, die sich besonders der Erforschung pfälzischer Geschichte widmen sollte; Kremers „Geschichte Friedrichs des Siegreichen“ ist 1765 als Zeichen dieser Erweckung pfälzischen Vaterlandstolzes erschienen.

Weit bedeutsamer noch ist der Aufstieg in Dichtung und Theater. Um den Freiherrn *Wolfgang Heribert von Dalberg*, den zweiten großen Dalberg der pfälzischen Geistesgeschichte, bildet sich ein Kreis, der 1775 zur „Deutschen Gesellschaft“ zusammengeschlossen wird. Für nationale deutsche Bildung — der pfälzische Heimatstolz, den die höfische Kunst- und Wissenschaftspflege erwecken wollte, weitet sich hier zu einem gesamtdeutschen Bewußtsein, aus dem 1779 das Mannheimer „Nationaltheater“ hervorgeht. Ein Kreis von Drama-

tikern sammelt sich um den Intendanten Dalberg: *Josef Marius von Babo* (1756—1825) aus Ehrenbreitstein mit seinen deutschen Ritterschauspielen wie „Dagobert der Frankenkönig“ 1779, „Die Römer in Deutschland“ 1780 und der vielberufene „Otto von Wittelsbach“ 1782, der aus Heilbronn stammende *Otto Freiherr von Gemmingen* (1755—1836) mit seinem so erfolgreichen bürgerlichen Schauspiel „Der deutsche Hausvater“ 1782 und seiner Dalberg gewidmeten „Mannheimer Dramaturgie“ 1780, *Mayer* mit seinen Ritterdramen „Sturm von Boxberg“ und „Fust von Stromberg“, bis 1782 *Schiller* in Mannheim erscheint, den unvergleichlichen Bühnenerfolg seiner „Räuber“ erringt, 1783—1784 als angestellter „Theaterdichter“ noch „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ auf die rheinische Bühne bringt, um dann mit Dalberg in schmerzlichem Bruche auseinanderzukommen. Es sind die Jahre größten Glanzes für die Rhein-Neckarstadt, Jahre glanzvoller Uraufführungen unter einer hervorragenden Schauspielerschar, an deren Spitze *Ifland* 1779—1796 steht; Iflands erfolgreichste Dramen wie „Verbrechen aus Ehrsucht“ 1784, „Die Jäger“ 1785 haben auf der Mannheimer Bühne die erste Aufführung erlebt. Dazu kommt eine Fülle wertvoller Zeitschriften: neben den „Acta Academiae Palatinae“ und den „Schriften der Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft“ (seit 1787) das „Pfälzische Museum“, die „Rheinischen Beiträge“, „Die Schreibtafel“ und andere. Schiller hat auch nach dem Erlöschen seiner Verpflichtung am Nationaltheater die südrheinische Hauptstadt nicht verlassen, sondern dort 1784 bis 1785 seine „Rheinische Thalia“ als literarische und Theaterzeitschrift herausgegeben; in ihr erschien der Anfang seines „Don Carlos“, die richtunggebende Abhandlung über „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ usw. Unter all den neu emporgeblühten rheinischen Musensitzen hat Mannheim den größten Glanz — an innerer Bedeutung aber wird es von Frankfurt übertroffen.

An den Anfängen der Deutschen Bewegung haben die Rheinlande keinen Anteil gehabt; noch lastete auf ihnen der Niederbruch des 16. und 17. Jahrhunderts, noch trennte die religiöse Scheidemauer den katholischen Westen vom protestantischen Norden und Süd-

westen. Der Niedersachse Klopstock, der Schwabe Wieland, der Obersachse Lessing sind die führenden Geister des beginnenden Aufstiegs. Ganz vereinzelt erscheint ein Rheinländer wie *Johann Nikolaus Götz* (1721—1781) aus der alten Reichshauptstadt Worms, später Pfarrer zu Hornbach in der Pfalz, seit 1761 Konsistorialrat zu Winterburg bei Kreuznach, der als anakreontischer Lyriker sehr hübsche Dinge, klangvoll belebte, scherzhaft launige Kleinigkeiten geschaffen hat; auf die jugendliche Sammlung „Versuch eines Wormsers in Gedichten“ 1745 hat er dann freilich aus Sorge um seine pfarrerliche Stellung keine neue Sammlung nachzusenden gewagt, so daß seine schönsten und anmutigsten Schöpfungen wie „Die Mädcheninsel“ nur in Abschriften oder Almanachsdrucken umgelaufen sind und erst nach seinem Tode in der Ramlerschen Ausgabe von 1785 eine stark verstümmelte, metrisch überarbeitete Wiedergabe erfuhren. Erst in den 1770er Jahren bricht das Rheinland stürmisch und aufbegehrend, die Führung an sich reißend, in das deutsche Schrifttum ein: mit den Frankfurtern Goethe und Klinger, den Pfälzern Friedrich Müller und Ludwig Philipp Hahn, denen sich der Darmstädter Johann Heinrich Merck zugesellt — die Bewegung des *Sturmes und Dranges* ist eine ausgesprochen rheinische Bewegung, geistig wie in Form und Sprache der obersächsischen und norddeutschen Aufklärung entgegengesetzt, ein innerer Befreiungskampf der erwachenden Gaue am Rhein.

Johann Wolfgang Goethes (1779—1832) seelische Artung ist ebenso rheinfränkisch wie gesamtdeutsch; in ihm vereint sich das mütterliche Blut der Textor, die vor den Franzosen aus dem zerstörten Worms nach Frankfurt ausgewandert waren, mit dem väterlichen der aus Thüringen nach Frankfurt gezogenen Goethes. Rheinfränkisch ist Wesenhaftes in ihm: seine tiefe Naturverbundenheit und der Natur-Gott-Einheitsglaube, womit er die Linie Hildegard von Bingen - Albert der Deutsche - Cusanus - Agrippa von Nettesheim - Paracelsus, diese fränkisch-schwäbische Linie fortsetzt und krönt, die urtiefe Lebensfülle und organisch-gesetzhafte Lebensverbundenheit, das zum „Klassischen“ führende Form- und Gestaltverlangen.

13 Linden

Das aus väterlicher Geistesart stammende Ethisch-Ideelle hat die gesetzhaften Züge innerhalb dieser rheinfränkischen organischen Lebensverbundenheit verstärkt, aber auch zuweilen ins Formale gesteigert, das wahrhaft Klassische hier und da zum Klassizistischen erstarren lassen. Der Lebensgedanke Goethes, die *gesetzhaft organische Seinsfülle*, ist rheinisch-fränkischen Wesens, stellt dieses Wesen in seiner höchsten Formung und tiefsten Bedeutung dar, erscheint dabei gleichzeitig von norddeutscher Vernunftmäßigkeit beeinflusst, geprägt und zuweilen überprägt. In seiner Leipziger Zeit (1765 bis 1768) hat der junge Student diese seine rheinfränkische Anlage mehr und mehr im schärfsten Gegensatze zu der damals das obersächsische Geistesleben beherrschenden Aufklärungshaltung empfunden, ist er am Schlusse seines Aufenthaltes an Elster und Pleiße in dem ungelösten Zwiespalt von Anlage und Umwelt zusammengebrochen — ein Zeichen, wie unüberwindbar diese Anlage war. Nicht minder kennzeichnend ist es, daß der Gescheiterte und Niedergebrochene in den stillen Heimatjahren von 1768 bis 1770 sich am rheinischen religiösen Empfindungskult, der Frankfurter Sponernachfolge einer *Susanna Katharina von Klettenberg* (1723—1774), und an der Naturmystik eines Paracelsus, Welling, Melmont, Basilis Valentinus wieder aufrichtete und seiner selbst gewiß wurde. Aus dieser rheinischen Gefühlsrückkehr erstehen die ersten Klänge einer neuen Naturlyrik, die das Magisch-Geheime des Naturlebens beschwört:

Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald . . . (Die Nacht.)

Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus tagverschlossnen Höhlen
Traurig abgeschiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf. (An den Mond.)

Am 17. September 1769 schrieb Goethe in das Stammbuch Ernst Theodor Langers: „Ja, Götterlust kann einen Durst nicht schwächen, den nur die Quelle stillt. So spottete Wieland, und so fühlt im ganzen Ernste Ihr Freund Goethe.“ Das zitierte Wort ist ebenso aufschluß-

reich wie die Entgegensetzung Wielandschen rokokohaften Spottes mit dem Ernste des eigenen Lebens- und Erlebnistriebes. Die Straßburger Jahre 1770—1771 bringen den völligen Umschwung. Aus pietistischen Regungen der ersten Straßburger Wochen erblüht das stürmisch jugendfrohe Erlebnis eines Elsässer Sommers mit deutscher Landschaft und deutschem Volkstum, das gerade im Gegensatze gegen die französische Herrschaft in seiner Kraft und Tiefe empfunden wird, bis im September 1770 die schicksalhafte Begegnung mit Herder alles Drängende und unbewußt Wachsende zu bewußter Klarheit emporführt. Der ostpreußische Theoretiker des schöpferischen Genius und der gewachsenen Volksdichtung, der Verkünder Homers und Shakespeares gibt dem ringenden Goethe die innere Kraft und Selbstsicherheit, aus der die rheinfränkische Dichtung des Sturmes und Dranges hervorgeht. Das Kolonialland im Osten, die Geburtsstätte der Hamann und Herder, gibt die geistige Grundlegung, Rheinfranken die dichterische Schöpferkraft — so setzt der deutsche Geist zu seinen wuchtig vernichtenden Schlägen gegen die französische Aufklärungskultur an, der er die europäische Geistesherrschaft in siegreichem Aufstiege entwindet.

Es ist ein *Volkstumserlebnis*, dem sich Goethe in Straßburg und den nachfolgenden Frankfurter Jahren 1771—1775, dem sich die Stürmer und Dränger insgesamt hingeben. Der Straßburger Goethe sammelt elsässische Volkslieder; er preist die „charakteristische“ gotische Baukunst im Gegensatze zur „schönen“ südländischen, er sieht im Straßburger Münster einen gewaltigen, aber ganz der Natur und der sachlichen Notwendigkeit angemessenen Schöpfergedanken ausgeprägt, wie ihn der „Genius“ Erwin von Steinbach eingab: „Vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hoherhabenen, weit verbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Ästen, Millionen Zweigen und Blättern wie der Sand am Meer, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters.“ („Von Deutscher Baukunst“, in den fliegenden Blättern „Von deutscher Art und Kunst“ 1773.) Es ist kennzeichnend, daß die großen Dramen und Dramenpläne

Goethes, „Götz von Berlichingen“, „Egmont“ und der wesentlich rheinfränkische „Faust“ auf das 16. Jahrhundert zurückführen, also hinter die Jahrhunderte der Volksentfremdung, das 17. und 18., zurück ins volkhafte deutsche Leben; sowohl „Götz“ wie „Egmont“ beruhen gerade auf dem Gegensatze eines schon versinkenden volkhafte frischen, lebensvoll quillenden Lebens und einer volksfremd abstrakten, das Lebendige ertötenden Gedanklichkeit. Es ist ein Erlebnis der *Natur*, des *Lebens*, des *schöpferischen Genius*, der *lebendigen Einheit im Gefühle*: seit Straßburg und der Friederikenliebe erblüht die neue Lyrik des Herzens, der herzglühend erfaßten Natur, wie sie zuerst in dem Liede „Es schlug mein Herz! geschwind zu Pferde“ uns entgegentritt und in den hinreißenden Hymnen der Frankfurter Zeit ihre Fortsetzung findet. Es ist zugleich ein *rheinisches Stammeserlebnis*: Sprache und Stil greifen über die abstrakte schriftsprachliche Regelung des 17. und 18. Jahrhunderts auf das mundartlich quellfrische, volkstümliche Deutsch des 16. Jahrhunderts und auf die eigene Mundart zurück, setzen der rationalistisch geregelten obersächsischen Schriftsprache mit Bewußtsein das rheinfränkische Deutsch entgegen, aber nicht im Sinne provinzieller Besonderung, sondern vielmehr mit dem gesamtdeutschen Anspruch einer *Erneuerung der Sprache aus dem Quell unverbildeten, der Wirklichkeit nahegebliebenen Volkstums*. So geht auch die Versform auf die Knittelverse, die bis zum 16. Jahrhundert gültig waren, oder auf freie Rhythmen zurück; der Satzbau verläßt die rational geregelten wohlgebaute Perioden des Barocks und der Aufklärung und übernimmt volkstümlich realistische Sätze, kurze Ausrufe, Sprache des lebendigen Alltags; die Wortwahl verläßt mit jugendlichem Übermut die moralisch-empfindsame Haltung der Aufklärungszeit und macht die derbsten Ausdrücke von Volkssprache und Volkshumor literaturfähig. Es ist der entschlossene Gegenschlag gegen alles Rationale, Aufklärerische, Westlerische, die Gegenrevolution gegen die im Barock und der Aufklärungszeit eingeströmte Überfremdung, der Rückgriff als „Altdutsche“, auf jene Zeiten volkhafte deutschen Lebens, da die Rheinlande groß und führend gewesen waren, eine

Volkstumsbesinnung aus der unverlorenen Kraft jener Gaue, welche die gelehrt-rationalistische Volkstumsverdrängung von Barock und Rokoko am wenigsten in ganz Deutschland mitgemacht hatten. In diesem Sinne ist der Sturm und Drang in Wahrheit eine Kulturrevolution aus der Tiefe rheinfränkischen Geistes.

Um den Frankfurter jungen Goethe sammelt sich ein Kreis gleichaltriger Dichter, die in Frankfurt erscheinen und wieder gehen: der Frankfurter Klinger, der Straßburger Heinrich Leopold Wagner, der Balte Jakob Michael Reinhold Lenz. *Friedrich Maximilian Klinger* (1752—1831), Sohn eines reichsstädtischen Konstablers, seit 1774 Student in Gießen, brachte seinen Namen zum ersten Male 1775 in die Öffentlichkeit, als er bei dem von Schröder ausgeschriebenen Hamburger Theaterwettbewerb mit seiner Brudermordtragödie „Die Zwillinge“ den Sieg über Leisewitz' von Lessing gepriesenen „Julius von Tarent“ errang. Noch im gleichen Jahre folgt das tief in soziale Fragen greifende Ehebruchdrama „Das leidende Weib“, 1776 „Die neue Arria“, das Gemälde einer Übermenschennatur „Simsoeno Grisaldo“ und das Drama von den feindlichen Familien „Der Wirrwarr oder Sturm und Drang“, das der ganzen Bewegung den Namen verlieh. Es ist eine Dramatik der Leidenschaften und des glühenden Übermenschentums, die sprachlich und stilistisch alle Fesseln sprengt, das überkommene Theater über den Haufen wirft und mit rücksichtsloser Entschlossenheit in alle menschlichen und gesellschaftlichen Fragen hineingreift. Klinger ist ein Unbedingter, der die Probleme bis in ihre letzten Folgerungen jagt, schon in seiner Jugend, unter harten Erlebnissen, ein eiserner Charakter, der das Ethische bis zum Grunde verfolgt, dem es Ernst ist mit dem neuen Menschen und der neuen Gesellschaft. Seine übersteigerte Jugenddramatik ist schon der Vorhote seiner reifen Dichtung späterer Jahrzehnte.

Das Drama ist die Hauptform dieser Bewegung; auch darin verrät sich ihr rheinischer Charakter. Es ist ein Drama wogenden Gefühls, dem Musikalischen stark genähert, weil das Dramatische hier ein Leidenschaftlich-Lyrisches ist. Dieser musikalische Grundzug tritt am meisten bei dem dritten großen rheinischen Vertreter des Sturmes

und Dranges, *Friedrich Müller*, der nach seiner maler-dichterischen Doppelanlage als der *Maler Müller* in die Dichtungsgeschichte eingegangen ist (1749—1825). Dieser Altersgenosse Goethes wurde zu Kreuznach geboren, als Sohn eines Gastwirts und Bäckers, der schon früh in dem regen Treiben der väterlichen Schenke ein bewegtes Bild der Wirklichkeit in sich aufnahm, wie denn seine ersten Dicht- und Malversuche sich an diese Jugendeindrücke anschlossen. 1766 bis 1776 trat er in die von Konrad Mannlich geleitete Zeichenakademie zu Zweibrücken. Hier entstanden seine ersten, an Klopstock geschulten dichterischen Versuche wie der Bardengesang, den Klopstock 1774 im Göttinger Musenalmanach veröffentlichen ließ. Schon hatte er einen eigenen Ton seiner Dichtung gefunden, als er 1775, nachdem er beim Zweibrücker Hofe in Ungnade gefallen war, nach Mannheim übersiedelte und im Kreise Dalbergs eine neue Wirksamkeit begann. Die Mannheimer Jahre 1775—1778 sind der Höhepunkt seines Lebens und seiner Dichtung. Das Malerische und das Dichterische gehen Hand in Hand; malerische Bildkraft und Sinnfälligkeit durchdringt sich mit dichterischem Gefühl und musikalischem Klange. Das bildkünstlerische Werk der Gemälde, Zeichnungen, Radierungen, Aquarelle ist von den gleichen Kräften bewegt, die auch den Zeichner und Maler Goethe treiben: das Bewegungsspiel einer Landschaft oder eines in die Landschaft gespannten Vorgangs mit wenigen Strichen und Tönen einzufangen, eine *dynamische* Wiedergabe der Natur mit geringsten Mitteln, die innere Schöpferkraft des Lebens im Sinnbild weniger bewegter Züge vor Augen gestellt. Man schaue in diesem Sinne einer ganz neuartigen Zeichenkunst die Federzeichnungen „Baumgruppe“ und „Herde am Wasser“ im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar, die „Abendlandschaft“, in Münchener Privatbesitz, die Sepiazeichnung „Landschaft mit Baum und Brücke“ im Weimarer Schloßmuseum, die Radierung „Herde unter Bäumen“ und die Sepiazeichnung „Ständchen“ in der Münchener Graphischen Sammlung. Und doch ist der Maler Müller in diesen Jahren in erster Linie Dichter gewesen. Schon in den frühen Idyllen „Adams Erwachen und erste selige Nächte“ begegnet ein neuer Ton: Geßnersche Hirtenseligkeit

und Klopstocksche sternenzugewandte Erhabenheit erhöht sich hier zu einer bildmäßig starken, von tiefer Empfindung durchdrungenen Schilderung der Paradieses-Naturfreuden. Dann wechselt das sinnbildliche Gewand: in den Idyllen „Der Satyr Mopsus“ (1775), „Bacchiden und Milen“ (1775), „Der Faun Molon“ ist es eine in dionysischem Naturüberschwange gesehene Antike der Faune und Satyrn als Sinnbildern überquillender Lebensüppigkeit, ein stark realistisch, in Trieb- und Genußfreude geschautes, volkhaft deutsch empfundenes Leben — im Grunde ist diese Müllersche Antike am nächsten der kraftvollen Wirklichkeitsfreude des deutschen 16. Jahrhunderts verwandt, ja sie beruht ganz unverkennbar auf einem pfälzischen Erlebnisgrunde, auf der lebensfreudigen und weltzugewandten, weinfrohen und festlichen Art pfälzischen Volkstums. So ist der Schritt ins deutsche Leben verständlich, den Müller mit seinen pfälzischen Idyllen „Ulrich von Cossheim“, „Der Christabend“, „Die Schafschur“ und „Das Nußkernen“ unternimmt. Vor allem „Die Schafschur“ und „Das Nußkernen“ sind flammende Verkündigungen des Volkstums, Lobpreis der alten Volkslieder, der alten bauerlichen Sitten und Gebräuche, des kernigen, treuen, redlichen, naturhaften Volkslebens. Es sind Gespräche bei ländlichen Arbeiten, sei es bei der Sommerarbeit der Schafschur oder bei der Winterstubenarbeit des Nußkernens, untermischt mit alten Sagen und Schwänken, immer wieder in den Gesang von Volksliedern ausgehend; auch hier spielt das Musikalische eine beherrschende Rolle. Volkstumsgedanke gegen rationale Aufklärung, alte deutsche Sitte, Naturverbundenheit und kraftvoller Eigenwuchs gegen westlerisch moderne Gleichmacherei — das ist der Kerngedanke der Müllerschen realistisch-volkhaften Idyllen.

Schon diese Idyllen gehen wie ins Musikalische so ins Dramatische über. Die Dramatik des Pfälzer Stürmers und Drängers ruht zu wesentlichen Teilen auf alten Volksbüchern und Puppenspielen: „Golo und Genoveva“ wie das unvollendete „Fausts Leben“ 1776. Müller ist am eigentlich Dramatischen dadurch gescheitert, daß er in seiner Wirklichkeitsfreude viel zu sehr an der realistischen Einzelheit hän-

genblieb, so daß beide Stücke in einer Unzahl von Einzelszenen aufgehen und sich zersplittern. Golo ist bei Müller das Opfer einer allesverdrängenden Leidenschaft, die durch den Dämon des Bösen, seine heimliche Mutter Margarete, zu wilden Flammen entzündet wird: „Eine einzige Leidenschaft hat mich zugrunde gerichtet, eine arme geringe Neigung... Laß Schuld tragen, wer schuldig ist; ich war schon lange ein verstümmelt Werkzeug, zu richtigem Gebrauch verdorben.“ Golo siegt beim Gottesurteil trotz seiner Schuld, weil er der Kraftvollere, Genialere ist; dieser Dichter erkennt im einzelnen der Welt keine moralische Leitung an. Wohl aber im Ganzen: „Es ist doch Gerechtigkeit in allen Dingen, die Geschichte predigts von Anbeginn der Welt“, muß Golo selbst bekennen, als er vom Gewalttode seiner Mutter erfährt. Als alles aufgedeckt wird, geht er freiwillig in den sühnenden Tod; als man ihn aber unritterlich abschlachten will, bäumt er sich in jähem Stolze auf, entreißt seinen Feinden das Schwert und zwingt sie, ihm ritterlichen Tod und ehrliches Begräbnis zu geloben. Diese Schlußzene des Genovevadramas gehört zum stärksten, was Müller gedichtet hat.

„Fausts Leben“, nach Müllers eigener Versicherung ohne Kenntnis des Goethischen Faust geschrieben, enthüllt die Schwächen seines Dichtertums. Das im Drucke Überlieferte zerfließt in einem Gedränge allzu naturalistischer Szenen; die im Jiddischen gehaltenen Judengespräche, die phantastisch-grotesken Teufelsberatungen sind im einzelnen Neuland, aber sie zerreißen das Ganze des Werks. Müller faßt Faust, den Lieblingshelden seiner Jugend, als einen Titanen des Weltgenusses und Weltüberdresses, dem nichts Einzelnes genügen kann, aber er begründet die Dinge so naturalistisch, daß der eigentliche Antrieb zum Teufelsbündnis in der verzweifelte Schuldenlage des völlig heruntergekommenen, mit Gesindel und Spielern sich umhertreibenden Ingelstädter Professors beruht. Was an Bruchstücken und Entwürfen zur Fortsetzung vorliegt, läßt das Scheitern im Zwiespalt zwischen idealer Zielsetzung und naturalistischer Grundlage deutlich erkennen.

In der „Niobe“ 1778 geht Müller von der Prosa zu freien Rhythmen über und kehrt in die Antike zurück. Niobe ist die götter-trotzende Stolz, die das königliche Menschentum, die Herrschergröße der kindergebärenden, lebensschaffenden Mutter verkündet. Selbst als die Rache der beleidigten Götter sie trifft, als alle ihre Kinder vor ihren Augen vernichtet werden, bricht ihr Stolz nur einen kleinen Augenblick zusammen, um sich dann auf dem Höhepunkte ihrer Qual zur trotzigsten Kühnheit, zum Ewigkeitsbewußtsein ihres beispiellosen Leidens zu erheben:

Im Dulden will ich noch überwinden!
Königin der Mütter einst:
Nun der Schmerzen Königin!
Ha mich zückt aufwärts der Vater!
Zu groß der Vernichtung
Trotz ich der Zeit.
Jahrtausende werden die weinende
Niobe sehn!
Wo bin ich? Wie?
Trägt mich die Erde?
Ich wars! Ich wars!
Königin der Mütter einst:
Nun der Schmerzen Königin!
Schon wälzt sich über mir der neue Himmel.
Wie wohl! Wie wohl!
Die Adern erstarren, erstarren in mir,
Es fliehen von hinnen die Felsengeschwister,
Olympus weinet und zürnet auf sie.
Sie scheuen zu schauen
Die Mutter im Kampfe;
Des Mutterherzens gebundene Qual!
Na, weinet nicht, ihr Kinder!
Gesiegt! Gesiegt! Ich habe gesiegt!

Auch hier reißt die Schlußszene empor, nachdem die vielen Einzel-szenen der sterbenden Niobekinder das Drama bereits in die Gefahr der Zersplitterung gebracht hatten. Wenn schon in „Golo und Genoveva“ immer der Drang zum Musikalischen zu verspüren war — die ganz musikalische Szene II 4 mit dem herrlichen Oratorium „Klarer Liebesstern“ ist von E. Th. A. Hoffmann vertont worden —, so ist die „Niobe“ in Wahrheit ein Musikdrama, dessen freie Rhythmen und Volkschöre nach dem begleitenden Tone rufen. In solcher Einheit des Dichterischen, Malerisch-Bildmäßigen und Musikalischen ist Maler Müller wie kaum ein anderer Vorläufer der Romantik gewesen; seine Dichtung wie sein bildkünstlerisches Werk enthält Zukunftskeime und Versprechungen, die bei ihm tragisch unerfüllt geblieben sind.

Der Zwiespalt zwischen Naturalismus und Idealität lag in seiner Natur und wäre auch bei ruhiger Weiterentwicklung auf deutschem Boden unaustragbar gewesen. Nun aber wurde der *Maler Müller*, der 1777 kurfürstlicher Hofmaler geworden war, zur weiteren Ausbildung 1778 mit einem Stipendium nach Rom gesandt und damit in eine ganz ungemäße Umwelt versetzt. Auch Goethe, der ihm in klassischer Reifung um Jahre voraus war, ist erst acht Jahre später nach Italien gegangen, und als er diese Reise antrat, trug er ein Italien der Seele in sich, dem das wirkliche Italien als Land der Antike und der Renaissance beglückend entgegenkam. Müller wurde mit unausgetragenen Zwiespalt der Anlage in den Gegensatz seiner Natur hineingeworfen. Die Bilder, die er 1781 an Goethe nach Weimar schickte, „Das Quellwunder Mose“ und „Die eiserne Schlange“, zeigen deutlich, wie er sich in ihm ungemäßen klassizistischen Strebungen verlor; „Der Tod Agamemnons“ von 1818 im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt ist das Muster eines erstarrten, unlebendigen Klassizismus geworden. So verunglückte auch seine römische Dichtung: die großangelegte Dramentrilogie „Adonis — Die klagende Venus — Venus Urania“ 1825, die im bewußten Gegensatz zu Goethe geschaffene „Iphigenie“, deren Handschrift das Freie Deutsche Hochstift zu Frankfurt bewahrt, die altpersische Novelle „Charos und

Fatime“ 1824. Wenn in der „Niobe“ die Idee des titanischen Trotzes noch bildhaft verkörpert erschien, so ist in diesen späteren Werken das Ideelle für sich gestellt und ins Begriffliche verwandelt — die klassische Einheit ist verfehlt. Was der zum Katholizismus übergetretene Antiquar und Fremdenführer Müller in den 47 Jahren seines römischen Lebens geschaffen hat, ist größtenteils untergegangen, im Abgrunde der Zeiten verschüttet; einzig leuchtend blieb seine Mannheimer Zeit von 1775—1778, die Zeit seiner antiken und pfälzischen und biblischen Idyllen, seiner Dramen und seiner Lyrik, in der Dithyramben, freirhythmische Amorlieder, die Gesänge vom „Riesen Rodan“ sich mit Volksballaden wie „Das braune Fräulein“ und Volksliedern wie dem unvergeßlichen „Soldatenabschied“ („Heute scheid ich, morgen wand'r ich“) begegnen. Maler Müller hat den Aufstieg zur Klassik so wenig gefunden wie sein pfälzischer Landsmann *Ludwig Philipp Hahn* (1746—1814) aus Trippstadt, der Verfasser der Trauerspiele „Der Aufruhr zu Pisa“ 1776 und „Robert von Hohenecken“ 1778, so wenig wie Lenz und Wagner — die Weiterentwicklung zur klassischen Höhe ist allein von Goethe und Klinger und dem Schwaben Schiller erreicht worden.

Eine Fülle von Begabungen entquillt um diese Zeit dem rheinfränkischen Gebiete. Aus Darmstadt kommen im Laufe weniger Jahre drei der bedeutendsten Geister. Da ist *Helferich Peter Sturz* (1736 bis 1779), der 1763 im dänischen Staatsdienste zu Kopenhagen angestellt wurde, bis er 1772 in Struensees Sturz verwickelt wurde, ein glänzender Prosaist und Satiriker, Meister des Essays, des bildkräftigen Reiseberichts, der fesselnden Memoiren („Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorff“ 1777, „Schriften“ 1779 und 1782), ein national Begeisterter, der Teile der „Edda“ übersetzte. Da ist *Johann Heinrich Merck* (1741—1791), seit 1761 in hessendarmstädtischem Staatsdienste, 1774 Kriegsrat in Darmstadt, der Freund und Kritiker Goethes, der ihn zu Höhenleistungen anfeuerte, Mitarbeiter des berühmten Jahrgangs 1772 der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“, ein unvergleichlicher Anreger und Führer, während seine Lyrik („Rhapsodie“ 1773, „Paetus und Arria“ 1775) und

Romandichtung („Lindor“ 1781) unbedeutend blieb. Da ist als dritter *Georg Christoph Lichtenberg* (1742—1799), seit 1769 Professor der Physik an der Universität Göttingen, der unvergleichliche Meister des Aphorismus, der geistreich-sentenziösen Prägung, den Nietzsche neben Goethe, Stifter und Keller als größten deutschen Stilisten gefeiert hat („Vermischte Schriften“, 9 Bände 1801—1806). Lichtenbergs Grundhaltung ist rational, satirisch-kritisch, nicht irrational-hymnisch wie die des Sturmes und Dranges, den er in seinen Auswüchsen ebenso verspottete, wie er seine Satire gegen Lavaters Physiognomik und Voß' neue Verslehre richtete; seine dichterische Ader, ganz realistisch-zeitkritischer Natur, tritt vor allem in der „Ausführlichen Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche“, einer dichterischen Ausdeutung von William Hogarths sozialen Karikaturen, ans Licht.

Die Bewegung der 1770er Jahre stellt die Rheinlande wieder in den Mittelpunkt deutschen Geisteslebens, gibt ihnen eine führende Rolle; die Scheidewand zwischen den Rheinlanden hier, Nord- und Mitteldeutschland ist niedergerissen, und die Kulturströme fluten wieder frei zwischen West und Ost. Wohl ist diese Bewegung wesentlich auf den rheinfränkischen Süden beschränkt, hier allein walten ihre schöpferischen Kräfte, aber der Strom wogt von hier ins nordrheinische Gebiet hinüber. Goethes Rheinreise von Juli-August 1774 — schon 1772 war er von Wetzlar lahnabwärts zum Rhein gefahren und hatte in Ehrenbreitstein das Haus der Laroches besucht — hat die Bande zum Niederrhein geschlungen, jene Rheinfahrt mit Lavater und Basedow, wo Goethe während der Fahrt in Lavaters Tagebuch seine Gedichte diktirt und über vergangenes deutsches Leben, über „die Kerls in Schlössern“ seine Betrachtungen anstellt. „Herrlich altes Schloß Lahnegg herab auf die Lahne blinkend. Goethe diktirte“: heißt es im Tagebuch vom 18. Juli 1774.

Hoch auf dem alten Turme steht
des Helden edler Geist,
der, wie das Schiff vorübergeht,

es wohl zu fahren heißt.
„Sieh diese Sonne war so stark,
dies Herz so fest und wild,
die Knochen voll von Rittermark,
der Becher angefüllt.
Mein halbes Leben stürmt ich fort,
verdehnt' die Hälfte in Ruh,
und du, du Menschenschifflein dort,
fahr immer, immer zu —“

Hier beginnt die Wiedererweckung des Rheines in großer Dichtung, das Bewußtsein seiner großen Vergangenheit, seiner Bedeutung als Schicksalsstrom deutscher Geschichte — alles das, was später als „Rheinromantik“ eine so große und langdauernde Rolle gespielt hat. „Bei Andernach, der zweitältesten Reichsstadt“ — „Kühler Wind öffnet beiden die Augen, sie sehen die herrliche Stadt Bonn vor sich“ — dann Köln, Düsseldorf, wo es in einem Briefe Goethes heißt: „Kommend von der Galerie, die meines Herzens Härte erweicht, gestärkt und folglich gestählt hat — dann Elberfeld, wo er mit den Jacobis und Jung-Stilling zusammentrifft und mit ihnen Schloß Bensberg, dann Köln besucht. Die lang unterbrochenen Beziehungen zwischen Nord und Süd der Rheinlande sind neu geknüpft.

Der Rhein tritt in das gesamtdeutsche Bewußtsein. Auf Klopstocks Ode „Der Rheinwein“ von 1753, die im Rheinwein das Abbild deutschen Geistes erblickt („glühend, nicht aufflammend / taumelles, stark und von leietem Schaum leer“), folgen die Rheinweinlieder des Göttinger Haines, Hölty's „Ein Leben wie im Paradies / gewährt uns Vater Rhein“, Voß' „Heil dir, Rheinwein!“, dann das klangvoll volkstümliche des Matthias Claudius „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“. In seiner „Hymne an die Erde“ teilt Friedrich Leopold Graf zu Stolberg dem Rheine eine besondere Bedeutung zu:

Dir gebührt ein eigener Gesang, o Rheinstrom! Vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir wert! Dich sah ich als Knabe,
wo mit umwölkter Hand die Natur am gängelnden Bande

über Nebel und stürmenden Winden und zückenden Blitzen
deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Mutiger rauschet der Jüngling einher . . .
Eilest Städten vorbei und trägst auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichtum, schüttest die Grenzen des heiligen Reiches
und beschenkst die Ufer mit hangenden goldenen Trauben.

Nun beginnen die Reisebeschreibungen, die ihren Gipfelpunkt in *Georg Forsters „Ansichten vom Niederrhein“* (1791—1794) finden. Es ist die Schilderung der Rheinfahrt, die er 1790 zusammen mit Alexander von Humboldt auf seiner Fahrt nach den Niederlanden und England unternahm, der Teilnehmer der Cookschen Südsee-reisen mit dem künftigen Neuentdecker Südamerikas, der damals die Basalte am Rhein untersuchte. Wohl ist noch vieles moralistisch-aufklärerisch in Forsters Betrachtungen, der Kölner Aberglaube wird mit wahren Entsetzen gemalt, überhaupt mißfällt ihm „diese finstre, traurige . . . halb entvölkerte Stadt“, wo „Scharen von zerlumpten Bettlern herumschleichen“, im Gegensatz zu dem behäbigen Frankfurt und dem reinlichen, freundlichen Düsseldorf. Aber unvergleichlich wirksam ist seine Schilderung der Domruine:

„Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Köln besuche, gehe ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geistes war . . . Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes, nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist . . . Es ist sehr zu bedauern, daß ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muß. Wenn schon der Ent-

wurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns bingerissen!“

Das protestantische Deutschland bewundert und feiert den größten katholischen Dom — das ist in jener Zeit in Wahrheit eine Überwindung von Vorurteilen und trennenden Schranken gewesen! Forsters „Ansichten vom Niederrhein“ haben gerade dadurch gewirkt, daß sie eine Fülle von Naturbetrachtungen und wertvollen Kunsteinsichten an die rheinischen Gaue und Denkmale knüpften und deren Bedeutung damit in das gesamtdeutsche Bewußtsein rückten. In diesen Zusammenhang gehören die umfassenden Erörterungen über die Meisterwerke der Düsseldorfer Galerie, die Rubens, die Niederländer und Italiener; der Naturforscher Forster hat am Rheine mehr noch die schöne Kunst als die schöne Landschaft entdeckt, aber gerade dadurch auf seine Zeit gewirkt.

In diesen Jahrzehnten wird das romantische Heidelberg entdeckt. 1773 schaut der Schwabe Schubart auf „die fürchterlich ehrwürdigen Türme“, „ein Denkmal vom großen Geschmack der alten Deutschen in der Baukunst“; die in Stein gehauenen alten Pfalzgrafen scheinen ihre kleinen Nachkommen zu beneiden. „Wer von hier aus nicht einen Fluch nach Frankreich hinschleudert, der kann unmöglich ein biederer Deutscher sein.“ 1776 schreibt Maler Müller seinen Prosahymnus „Heidelberg“: „Helden, seht ich euch so niederblicken in gefallner Majestät, — — ha! ihr waret einst groß, nicht unbedeutend im Winkel, erfüllt alles, alles von eurem Dasein und eurer Macht der Atem, der hier gelebt, — Gott war — die Faust, die hier befahl, deren Wink sich alles gebeugt, die ganze Welt umher, die jeder sich schuf nach seinem Willen, — das glorreiche Haupt mit Moder umwachsen nun — —“ Es ist die gleiche Stimmung, die aus Goethes Zeichnung des gesprengten Schloßturmes spricht, auf seiner Schweizerreise am 23. September 1779, aus Wilhelm Heines Äußerungen 1780, aus Friedrich Matthiessens seinerzeit so berühmter „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses“ von 1786. Heidelberg und sein zertrümmertes Schloß wird zum gemeindeutschen Sinnbild alter

Größe und Herrlichkeit und ihres Unterganges durch französische Zerstörungswut.

In Heidelberg vollzieht sich im Herbst 1775 die entscheidende Wendung in Goethes Leben. Herzog Karl August hatte ihn nach Weimar eingeladen; lange Tage, mit seinem „Egmont“ beschäftigt, wartete Goethe im Vaterhause auf dem Hirschgraben auf den Kammerherrn, der ihn nach Thüringen mitnehmen sollte; als dieser nicht erschien, trat er die lang geplante Italienreise an. In Heidelberg holte ihn der weimarische Kurier ein, der verspätete Kammerherr war in Frankfurt eingetroffen, Goethe trat die Fahrt nach Mitteldeutschland an, wo er für 57 Jahre seine neue Heimat finden sollte. Es ist ein Schicksal geblieben, daß die bedeutendsten Söhne der Rheinlande ihre Wirkungsstätte in fremden Gauen fanden. Der enge Bezirk der Reichsstadt am Main konnte Goethes Tatverlangen nicht genügen. Schon Lavater hatte gesagt: „Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er. Er könnte König sein.“ Am 14. Februar 1776 schrieb Goethe an seine nun in Frankfurt lebende Düsseldorfer Freundin Johanna Fahlmer: „Wärs auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. *Hier habe ich doch ein paar Herzogtümer vor mir.*“ Es rächt sich da der politische Zustand der Rheinlande, der in den heruntergewirtschafteten geistlichen Herrschaften, den eingeeengten Reichsstätten keine Möglichkeit zu fruchtbarer Betätigung bot. Als der Glücksfall eines Fürsten wie Karl August eintrat, wurde Weimar der deutsche Geistesmittelpunkt für den Rheinfranken Goethe, die Schwaben Schiller und Wieland, den Ostpreußen Herder. Viele Jahre, von der zweiten Schweizerreise des Jahres 1779 bis zum Frankreichfeldzug 1792, hat Goethe Vaterhaus und Heimat gemieden, jahrelang hat er selbst der geliebten Mutter keinen Brief geschrieben; er spann sich in Weimar ein, rang um die seelische und künstlerische Vollendung, stieß so manche rheinische Eigenart von sich, sprachlich wie stilistisch wie geistig — und blieb im Kern seines Wesens doch, der er war, ein Mensch der Welt- und Naturgewandtheit, der im Gedanken organischer Gesetzmäßigkeit

keit eine heimatliche Anlage zu ihrer reinsten Vollendung brachte. Es ist kein Zweifel, daß er diesen Weg der Vollendung seiner wesentlichen Anlagen in einer fremden Umwelt sicherer und klarer zu Ende gegangen ist. Was ihn zur klassischen Gestalt trieb, war eingeborenes Formverlangen, das zur fränkischen Wesensgrundlage gehört; diese *Eingeborenheit* seines „klassischen“ Triebes, die Tatsache einer *deutschen* Klassik, die sich an Griechentum und Renaissance wohl befestigen konnte, aber nicht erst aus ihnen erwuchs, der lebendige, organische Gestalttrieb ist Goethes rheinisches Erbteil im Gegensatz zu Schillers weit bewußter Bändigung und Formung. In diesem Sinne gehören „Iphigenie“ und „Tasso“ und der römische „Egmont“, gehören späterhin „Pandora“ und „Die Wahlverwandtschaften“, „Wilhelm Meister“ und der vollendete „Faust“ zur rheinischen Dichtungsgeschichte.

Neben Goethes Klassik tritt die reife Dichtung Klingers, der 1730 als Offizier in russische Dienste getreten war und in den 51 Jahren seines russischen Lebens einen stolzen Aufstieg zum Generalleutnant und Kurator der Universität Dorpat erlebte. Die sehr lebendige Dichtung, die er bis 1803 hervorbrachte, kreist trotz der räumlichen Entfernung aus eingegeborenem Erlebnisse um die Grundfrage der deutschen Klassik: Leben und Ideal in Einklang zu bringen. Das erste Werk seiner umfassenden philosophischen Romanreihe, „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt“ 1781 — abermals der rheinische Stoff —, die sich aus dem Versuche ergeben, das „Gute“ in der Welt hemmungslos durchzusetzen. Es gibt kein allgemeines „Gutes“, niemand vermag den Lauf seiner Taten in dem ständigen Durcheinander der Welt von Gut und Böse zu berechnen. In einer tiefen Auseinandersetzung zwischen Rousseaus Forderung naturhafter Sittlichkeit und Kants kritischer Scheidung von Form und Gehalt sittlichen Handelns gelangt Klinger zu der Einsicht, die er in der „Geschichte Giasfars des Barmekiden“ 1792 und im „Faust der Morgenländer“ 1797 ausgesprochen hat: der Mensch kann nur das Gute wollen und im kleinsten Kreise an seiner Verwirklichung arbeiten; Selbstbescheidung und pflichtbewußte Entsagung ist die klassische Lehre, die über

die Sturm- und Drangtitanik hinwegführt. Die Doppelnatur des Dichters und des Staatsmanns, die Klinger wie Goethe in sich trug, hat er in dem lebendigen und tiefgründigen Gesprächsroman „Der Weltmann und der Dichter“, seinem formal vollendetsten Werke, einem Gegenstück zum „Tasso“, gestaltet. Mit den „Betrachtungen und Gedanken“ von 1803 endet Klingers reifes Werk, Zeugnis seines männlich strengen, stählernen Geistes, das zu Unrecht vergessen und in Mißachtung verfallen ist. Man würde der rheinischen Dichtungsgeschichte einen ihrer bezeichnendsten Teile rauben, wenn man den reifen Klinger übersähe: das Rheinland hat zu allen Zeiten diese strengen, stolzen Geister hervorgebracht.

Erst 1792 hat Goethe seine Heimat wiedergesehen. Er reiste, von seinem Herzog aufgefordert, in den Feldzug gegen die französischen Revolutionsheere, zur selben Zeit, wo der fünfzehnjährige Fähnleinführer Heinrich von Kleist mit dem preußischen Regiment Garde über den Rhein ging. Die „Campagne in Frankreich“, das 1822 erschienene Erinnerungsbuch dieser kriegerischen Reise, ist besonders in ihrem zweiten Teile ein Heimatbuch geworden. Aber schon auf der Hinreise, bei seinem Mainzer Aufenthalt Ende August 1792, fühlte sich Goethe in seine frühere Welt zurückversetzt:

„Sodann verbracht' ich mit Sömmerrings, Huber, Forsters und andern Freunden zwei muntere Abende: *hier fühlt' ich mich schon wieder in vaterländischer Luft.* Meist schon frühere Bekannte, Studiengenossen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause — Sömmerrings Gattin war eine Frankfurterin — sämtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Ähnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaften Reden mehr als einmal betuernd, was gab es da nicht für Anlässe, Anklänge in einem natürlichen, angeborenen und angewöhnten Vertrauen! Die *Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht* verlieh die heiterste Stimmung.“

Wer fühlt in diesen Worten nicht das Heimkehrgefühl des geborenen Rheinländers! Auf der Fahrt von Trier nach Luxemburg besucht

und zeichnet Goethe das Igeler Denkmal, dessen landschaftliche Umgebung, den Zusammenfluß von Mosel und Saar und den üppigen Pflanzenwuchs der Gegend er rühmt. Nun kommen die Feldzugstage, kommt der entscheidende Tag von Valmy, dessen Bedeutung er wie kein anderer erkennt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen“ (20. September). Dann der böse Rückzug, eine Moselfahrt zu Schiff von Trier nach Koblenz, wo er wieder den Rhein erblickt: „Ich stand, der herrliche Fluß lag vor mir: er gleitete so sanft und lieblich hinunter, in ausgedehnter breiter Landschaft; er floß zu Freunden . . .“ Goethe entschloß sich (November 1792), zu Schiff nach Düsseldorf hinunterzufahren, um seine Pempelforter Freunde zu besuchen. Wochenlang verweilt er in dem von ihm gerühmten, behaglich sonnenhellen Landhause, im Kreise der Friedrich Heinrich Jacobi, Heinse usw., bei Gesprächen, in denen der Gegensatz seiner Naturanschauung, seines „Hylozoismus“, wie er es nennt, und des Jacobischen Gefühlschristentums freilich unüberwindbar hervortrat, mit Besuchen der Düsseldorfer Galerie und mancherlei Ausflügen. Auf der Rückreise besuchte er in Duisburg den Jugendbekannten Plessing, den wertherisch Lebensverzweifelnden, den er auf der „Harzreise im Winter“ 1777 in Wernigerode aufgesucht hatte und der jetzt Professor an der Duisburger Universität war, aber immer noch nicht den Zwiespalt seines inneren Verlangens und der ihm gewährten Wirksamkeit ausgeglichen hatte.

Abermals führt der Krieg 1793 Goethe in seine Heimat; „Die Belagerung von Mainz“ ist das literarische Zeugnis. Er hat damals eine der kühnen Taten seines Lebens vollbracht: wie er bei Valmy ins Granatfeuer ritt, so rettet er nach der Eroberung der Stadt einen Mainzer Klubbisten vor der sein Leben bedrohenden Volkswut. „Es liegt nun einmal in meiner Natur: ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.“ (25. Juli 1793.) Für Ordnung, für *lebensvolle Ordnung*: um dieses seines Lebensgrundsatzes willen ist der Rheinfranke Goethe der abgesagte Feind der französischen Revolution, ihr unermüdlicher Bekämpfer. Während Klopstock, Wie-

land, Schiller wenigstens zeitweise in der Revolution gute Ansätze erkannten, hat Goethe mit klarster Sicherheit vom ersten Augenblick an sich gegen sie gewandt, sie als kulturfeindliche Barbarei und Zerstörung der europäischen Ordnung angesehen. Fast Jahr um Jahr folgen sich seine Revolutionsdichtungen: „Der Großkophtha“ mit der Darstellung der Halsbandgeschichte 1792, „Der Bürgergeneral“ 1793, „Die Aufgeregten“ im gleichen Jahr, „Das Mädchen von Oberkirch“ 1793—1794, die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ 1794—1795, „Hermann und Dorothea“ 1796—1797, „Die natürliche Tochter“ 1801—1803. Überall rheinischer Schauplatz, rheinische Schicksale wie Umsturz, Einmarsch der westlichen Heere, Flucht aufs rechte Rheinufer; das rheinischste von allen doch „Hermann und Dorothea“. 1792 in Pempelfort hatte Goethe aus Jacobis Bibliothek die Quelle erhalten: Gerhard Gockings „Vollkommene Emigrationsgeschichte von denen aus dem Erzbistum Salzburg vertriebenen und größtenteils nach Preußen gegangenen Lutheranern“. Goethe hat den Vorgang aus dem Religiösen ins Politische gewandt, aus der Ostmark in den bedrohten deutschen Westen versetzt. Das Liebespaar, das sich in schicksalhafter Stunde nach innerem Gesetz zusammenfindet, ist nun ein Mädchen aus dem Zuge der vom linken Rheinufer vor den Franzosen Flüchtenden und ein Jüngling aus dem die flüchtigen Landsleute bewirtenden rechtsrheinischen Städtchen. Es ist „vaterländisches“, wie Goethe sagen würde, Leben, es ist die Luft einer der kleinen rheinischen Städte, behäbig, weltfroh, erdenfest, heiter, verträglich — es ist rheinisches Schicksal, aus dem das gesamtdeutsche Schicksal hervorblickt. Klar und deutlich stellt der Dichter zwei feindliche Gedankenwelten einander gegenüber: dort der mechanistische Freiheits- und Gleichheitsbegriff, der unorganisch zentralisierte Massenstaat der westeuropäischen Revolution, hier das gewachsene Volkstum und der sich stufenweise aus Familie, Gemeinde, Stammestum aufbauende deutsche Staat als Form lebendiger Gemeinschaft. Der gleichmachenden Rationalität der Revolution hält Goethe in dieser seiner positivsten und darum tiefdringendsten Zeitdichtung das Bild *rheinfränkischen Volkstums* und seiner *lebensfrohen Ge-*

meinschaft entgegen. Wieder begegnen wir der klassischen Grund-
lehre: im einzelnen, im kleinen Kreise, im zugewiesenen Lebens-
bezirk seine Pflicht tun, durch treues Beharren und stetes Wirken
sich selbst und die Welt um sich festigen und stärken:

Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend
gesinnt ist,

der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

Vom Kleinen ins Große hinein, von der organischen Grundlage in
die weitere Gesamtheit — ein Aufbau von unten her! Durch die Grün-
dung einer Familie wird Hermann zum gefestigten Manne, zum be-
wußten Staatsbürger, der das Seine zu verteidigen und dem Landes-
feinde mit gewaffneter Hand entgegenzutreten bereit ist.

Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.

Nicht mit Kummer will ichs bewahren und sorgend genießen,
sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.

Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden
Eltern,

O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.

Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Man versteht „Hermann und Dorothea“, dieses vollendetste und
reifste deutsche Idyll — ein Idyll aus politischem Hintergrunde! —
in keiner Weise, wenn man sich nicht vor Augen hält, daß Goethe
hier aus dem Volkstum seiner Heimat, aus dem Miterleben ihrer
Schicksale, aus dem Bewußtsein, daß rheinisches Schicksal hier in
jedem Zuge deutsches Schicksal sei, geschaffen hat.

Schon im Herbst 1792 waren die französischen Heere ins Rhein-
land eingebrochen, hatten Mainz, Speyer, Worms, Aachen besetzt.
Es gab Kreise, welche die einrückenden Franzosen begrüßten: als
Vorkämpfer einer vernunftgemäßen Neubildung der menschlichen
Gesellschaft gegenüber verrottetem Feudalismus, dem überlebten

Ständestaat, den verkommenen geistlichen Herrschaften — oder auch als „Neu-Franken“, mit den Rheinlanden durch alte fränkische Stammesgemeinschaft verbunden, Mitstreiter für ein neues Europa. In Düsseldorf hatte Goethe im November 1792 mit Sorge und Bedauern lebhaft Sympathien für die Revolutionsgedanken verspürt. Mittelpunkt dieser Bestrebungen aber war Mainz, wo sich Ende Oktober, unter Führung Georg Forsters, die „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit“, im März 1793 der „Rheinische Nationalkonvent“ bildete, der Forster als seinen Gesandten nach Paris schickte, worauf der Pariser Konvent am 30. März 1793 die Einverleibung des linken Rheinufers beschloß. Der Feldzug des Sommers 1793, die Rückerobertung und die ihr folgende Rückkehr der Kurfürsten von Köln und Trier brachte einen kurzen Rückschlag, aber schon im Herbst 1793 wurden Trier, Koblenz, Köln von den Franzosen genommen, 1794 Düsseldorf und Mannheim bombardiert und erobert — die Gemäldegalerien beider Kunstmittelpunkte wurden geflüchtet und sind von ihrer neuen Heimat München nie ins Rheinland zurückgekehrt, der zweite schwere Verlust eines einzigartigen Schatzes nach dem Raub der Palatina 1623. Die Düsseldorfer Kunstakademie verödete trotz der energischen und unermüdlichen Anstrengungen ihres Leiters Johann Peter Langer; die Mannheimer Kunst- und Wissenschaftsinstitute zerflatterten in alle Lüfte. In den Kreisen der rheinischen Republikaner blieben noch jahrelang die Hoffnungen auf eine selbständige cisrhenanische Republik, noch 1797 bildete sich die Partei der „Cisrhenanen“, der auch der junge Koblenzer Joseph Görres, der für die Revolution begeisterte Deutsch-Italiener angehörte. Da erschien unter dem 4. November 1797, als Folge des Friedens von Campo Formio, das französische Gesetz über die Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich und die Einrichtung der vier Departements Roer, Rhein-Mosel, Saar und Donnersberg: Preußen und Österreich, die deutschen Großmächte, hatten den deutschen Westen preisgegeben.

Die zwei Jahrzehnte französischer Herrschaft in den Rheinlanden haben einen völligen Umsturz auf politischem und sozialem Gebiete

zur Folge gehabt. Mit einem Schlage wurde das bunte Kartenbild vereinfacht, verschwanden die morschen geistlichen Kurfürstentümer und andere klerikalen Herrschaftsgebilde, die reichsritterschaftlichen Zwergstaaten, die abgestorbenen Reichsstädte, all die nahezu 200 Territorialgewalten, die Macht und politischen Einfluß des Rhein-gebiets vernichtet hatten. Der alte Ständestaat stürzte in sich zusammen, seit 1804 wurden die Feudalrechte ausnahmslos aufgehoben, Gewerbefreiheit und bürgerliche Gleichheit, Einheitlichkeit der Rechtspflege und Schwurgerichte, einheitliche Münze und Maße, Steuern und Zollsätze eingeführt, seit 1803 der Besitz der geistlichen Hand, ein gutes Drittel des Landes, säkularisiert und zu freiem Ver-kaufe an freie Bürger und Bauern gestellt. So wurde zahlreicher freier Besitz geschaffen, Macht und Geltung des Bürgertums ver-mehrt, dem Handel ein lebendiger Aufschwung gegeben. Die Rhein-lande haben diese radikale Reinigung ihres Daseins von all den Über-bleibseln abgelebter Vergangenheit, von all den Folgen der unseligen Territorialherrschaft aufs angenehmste empfunden und diese Er-rungenschaften ihres neuen Zustandes in der Zukunft zäh und trotzig verteidigt. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß der napoleoni-sche „Code civil“, das neue Gesetzbuch des Kaiserreichs, zum großen Teile altfränkisches, germanisches Recht, germanische Rechtsgrund-sätze wie den der mündlichen Verhandlung und der Schwurgerichte in sich enthielt, so daß die Rheinlande hier altes, ins westfränkische Gebiet verbrachtes Erbgut zurückerhielten.

Neben diesen unleugbaren Vorteilen aber stehen Schäden schlim-mster Art. Schon am 30. März 1798 erhebt eine Verordnung das Fran-zösische zur alleinigen Amtssprache; das Deutsche wird aus dem Be-hördenverkehr völlig ausgeschaltet. 1798 werden die Universitäten Köln, Bonn, Mainz und Trier aufgehoben; als rheinische Bildungs-stätten verbleiben allein das nahezu abgestorbene Duisburg und das jesuitisch verstumpfte Heidelberg. Französische Zentral- und Sekun-därschulen mit öde mechanisiertem Unterricht treten an die Stelle. Hand in Hand mit der Säkularisation des kirchlichen Besitzes geht ein ungeheurer Kunstraub, eine barbarische Verschleppung und Zer-

störung der edelsten rheinischen Kunstschatze, die freilich ungewollt doch ein Gutes gehabt hat, da Patrioten wie Wallraf und die Boisserées auf diesem Trödelmarkt ihre reichen Schätze sammelten und das bisher im Dunkel der Kirchen und Abteien Schlummernde zum Besitztum der deutschen Nation machten, die rheinische Kunst der Vergangenheit erst wieder entdeckten. Burgen und Schlösser, Klöster und Kirchen wurden zerstört, auf Abbruch verkauft; ins kurfürstliche Schloß zu Bonn wurde eine Rübenzuckerfabrik, nach Schloß Poppelsdorf ein Militärlazarett gelegt, zahlreiche Kirchen in Fabriken umgewandelt. Dazu kam die fürchterliche Waldverwüstung, die ältesten Eichenwälder der Rheinlande wurden umgelegt, wertvollste Bestände verschleudert, den schäbigen Spekulanten, eingewanderten Franzosen und deutschen Überläufern für ein Spottgeld in die Hände gespielt, Gebirgsflächen mit einem auf Generationen sich erstreckenden Land- und Klimaschaden entwaldet. Die ganz zentralisierte Verwaltung hatte keinen Sinn für das Volk, war auf Pariser Weisungen eingerichtet, die ihrerseits allein auf die Finanz- und Rekrutierungsbedürfnisse der dauernden Kriege des Imperators zielten. Die Kehrseite der politischen Flurbereinigung wurde immer deutlicher: wohl waren die nahezu 200 Einzelherrschaften beseitigt, aber dennoch kein einheitliches Gebilde geschaffen, die Rheinlande vielmehr auseinandergerissen in das unmittelbar französische linke Ufer, das mittelbar französische Großherzogtum Berg, die willenslosen Rheinbundstaaten, Herzogtum Nassau und Großherzogtümer Hessen, Frankfurt und Baden — immer noch sechs verschiedene Staaten mit ganz unorganisch bestimmten Grenzen. Die rechtsrheinische Kurpfalz mit Heidelberg war seit 1803 mit dem halb fränkischen, halb alemannischen Großbaden vereinigt und in ganz neue und ungewohnte Zusammenhänge eingefügt worden. Alle diese sechs Landesteile aber waren dem napoleonischen Geld- und Menschenbedarf in sklavischer Untertänigkeit ausgeliefert, Zehntausende rheinischer Söhne kämpften und starben für die französische Weltherrschaft auf den Schlachtfeldern Europas, in Spanien und Italien, im preußischen und österreichischen Kriege, an die 50 000 Rheinländer deckten die

Schlachtfelder und Eiswüsten Rußlands — der einzige Gewinn der napoleonischen Jahrzehnte, der Niederbruch der alten Feudalherrschaft, ist mit einem furchtbaren Blutzoll bezahlt worden.

Der deutsche Charakter der Rheinlande ist in diesen zwei Jahrzehnten keinen Augenblick ernstlich in Frage gestellt worden. Ein französisches Staatsgefühl hat sich in Bürger- und Bauerntum nicht entwickeln können. Sowohl die ererbte deutsche Art und Sprache wie das Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Volke blieb erhalten; hierbei spielte die Tatsache mit, daß die rechtsrheinischen Vasallenstaaten ja im Grunde ebenso „französisch“ waren wie das einverleibte linke Ufer. Einzelne Bauernmeutereien erfolgten in der Eifel, im Hunsrück, im luxemburgischen Ösling. Bewußte Deutschumpflege fand sich in Kreisen der größeren Städte, in Düsseldorf, Köln, Bonn; Bonn hat sich in besonderem Maße seiner vaterländischen Haltung während der Franzosenzeit gerühmt. Unter der Jugend der höheren Schulen bildeten sich Vereinigungen deutscher Art, Arndts völkische Schriften wurden gelesen, deutsche Dichter studiert. Das deutsche Theater blühte um diese Zeit in den Rheinlanden, die Dramen der deutschen Klassiker wurden aufgeführt, Mozarts Musik fand ihre Pflege, bis schärfere französische Maßnahmen seit 1811 diese Tätigkeit unterbanden. Es ist kein Zufall, daß das erste rheinische Musikinstitut 1808 in Koblenz gegründet wurde. Es ist ebensowenig ein Zufall, daß eines der bedeutendsten Ereignisse der rheinischen Geistesgeschichte, die *Wiedergeburt der rheinischen Volksbühne*, des *Kölschen Händchentheaters*, mitten in die Fremdherrschaft fällt. Es ist, als ob gerade die breiten Volksmassen sich ihre eigene Welt inmitten der artfremden Strebungen neugeschaffen hätten.

Christoph Winters, 1772 in Bonn geboren, heiratete 1800 in Bonn die Lothringerin Elisabeth Thierry gegen den Willen ihrer Eltern; mit dem erlernten Schneiderhandwerk vermochte er sich im verarmten Rheinlande nicht mehr zu ernähren, das erste Kind war unterwegs — da verfiel der findige Kopf im Jahre 1802 auf den Gedanken, durch Puppenspiele seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Er war nicht der einzige, der damals in Köln auf diesen Gedanken kam; fast

gleichzeitig mit ihm entstand die Puppenbühne von Joseph Spiegel, die im Wettbewerb mit der Winterschen unterging und mit dieser verschmolzen wurde. Winters' Verdienst war es, daß er seine Bühne ganz volkstümlich schuf und die Gestalten rheinischen Volkshumors neu belebte. Die Überlieferung, auf die er zurückgriff, ist, wie in den früheren Kapiteln ausgeführt, nur zu ahnen. Wenn die Wintersche Bühne noch lange Zeit im Volksmunde als „das Kreppchen“ erschien, so deutet diese Bezeichnung auf die alten „Krippen“, die Weihnachtsspiele mit ihrem volkstümlichen Untergrunde, ohne daß wir im einzelnen die Zusammenhänge klären können. Winters' Puppenspiel ist ungemein lebendig: der Spieler bewegt seine Puppe am Führungsdraht und spricht zugleich ihre Rolle, Bewegung und Wort gehen fließend ineinander über; die Schauspieler sind mit ihren Puppen geradezu verwachsen und bringen so eine überaus lebensvolle Darstellung zustande. Dazu kommen die beständigen Anrufe ans Publikum, das sich seinerseits mit Zurufen, Witzen, Lob und Tadel an der Aufführung beteiligt und die schlagfertigsten Antworten erhält. Lieblinge des Publikums sind all die Angehörigen der kölnischen Volks- und Bauernsippe: in erster Linie das *Hänneschen*, die Verkörperung des kölnischen Jungen in seiner Geriebenheit, Weltläufigkeit, witzigen Schlagfertigkeit, seiner naiven Offenheit und köstlichen Geradheit, die kühn und unbekümmert durch alle Gefahren geht, den guten Menschen hilft und ihre Sache beglückend zum Siege führt; die kölsche „Rabau“ in ihrer Idealisierung, herzerfrischend naturwahr und unsentimental froh und keck, eine Prachtgestalt der rheinischen Volksbühne. Von ihm gehen die stärksten Wirkungen aus, so etwa, wenn er im „Zauberer Tartüffel“ die verzauberte Schlange durch einen Kuß erlösen soll und sich immer wieder nicht entschließen kann, worauf er dem lachenden Publikum zuruft: „Ihr hat jod laache! Kut ens erop un bützt dat Dier op sing Schlawwerschnüss!“ In erster Linie stehen ferner, da Hänneschens Vater *Steffen* bald zurücktritt, die Großeltern: *Besteva* (Bestevater, Großvater) und die *Bestemo* (Bestemoder, Großmutter), *Marizebill* (Marie Sihylle). Typen der kölnischen Kappesburen (Kohlbauern), der in den länd-

lichen Außenbezirken an den Toren wohnenden, die Stadtmärkte versorgenden Gemüsebauern, deren gewohnte Tracht genau übernommen wird. Dazu kommen die Nachbarn *Tünnes* und *Dores*. Tünnes' Frau *Annekatring*, das nach Köln verschlagene ländliche Dienstmädchen Jungfer *Drückchen* (Trudchen), Hänneschens Braut *Bäbel*, die schnippische Tochter Tünnes', der Bauernwirt *Peter Mehlwurm*, der *Schulmeister*, der *Gendarm*, der *Jude* — ein ganzer ländlicher Bezirk mit all seinen Gestalten und Charaktertypen wird auf dieser kölnischen Volksbühne als lebensvolle Gemeinschaft hervorgezaubert und zu einer typischen Bedeutsamkeit erhoben. Diese rheinische Bauernwelt aber wird in den Zusammenhang ernster Stücke parodierend eingefügt, so daß sich die bezwingendsten Wirkungen urwüchsiger Komik ergeben.

Der Spielplan des kölnischen Hänneschentheaters greift überall ins ernste Drama, in Oper und Singspiel ein: da begegnen Schillers „Räuber“ und „Tell“, Shakespeares „Hamlet“ und „Romeo und Julia“, Kleists „Kätchen von Heilbronn“ und Babes „Otto von Wittelsbach“ mit einer Unzahl der verschiedensten Ritter- und Räuberstücke, dann Mozarts „Zauberflöte“ und „Entführung aus dem Serail“, Gretrys „Zemire und Azor“ und Beaumarchais-Salieris „Tarare“, Wiener Singspiele (Wenzel Müller usw.), Webers „Freischütz“ und Lortzings „Zar und Zimmermann“, Wagners „Lohengrin“, wobei Hänneschens zum Knappen Telramunds gemacht wird. Die alten Volksbücher erscheinen mit Faust und Genoveva, Grisoldis, Magelone und Oktavian. Dazu eine Unmenge von Volkspossen, die auf den ältesten Bestand der Weltliteratur zurückgreifen; dabei treffen wir ebenso den alten Stoff vom „Maitre Pathelin“ wie den des „Kaufmanns von Venedig“. Aber auch heimischen Sagenstoffen begegnen wir wie Richmodis von Aducht, die Worringer Schlacht („Die Eroberung des Stadtschlüssels von Köln“) mit den komischsten Anachronismen aus den 1830er Jahren: das Heer des Erzbischofs besteht aus den Bonner Husaren, der erzbischöfliche Befehlshaber trägt, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, die Rüstung Jans von Werth. „Die Stumme von Portici“ wird als „Stumme von Portorico“ persifliert. Der Gesamtbestand

der kölnischen Volksbühne an Stücken wird von ihrem besten Kenner und späteren Erneuerer Carl Nießen auf ein halbes Tausend im Laufe des 19. Jahrhunderts geschätzt, ein unverkennbares Zeichen, welcher Reichtum der Phantasie und schöpferischen Erfindung bei diesen trotz aller Anlehnungen durchaus eigenwüchsigen Stücken entfaltet worden ist.

Die Winterssche Volksbühne hat zu ihrem Teile dazu beigetragen, das deutsche Volksgefühl in der alten Reichsstadt zu erhalten. In ihren Stücken fiel so mancher satirische Hieb auf die französischen Verwaltungsstellen, witzige Gespräche mit Einquartierung suchenden französischen Soldaten mit Kauderwelsch und seinen komischen Mißverständnissen begegnen ebenso wie Spottlieder auf die fremden Herren in den so beliebten Gesangseinlagen. Die „Olympische Gesellschaft“, von der noch die Rede sein wird, der Kreis der Patrioten um Wallraf, hat sich der Volksbühne in diesem Sinne angenommen, hat für sich selbst und mit Texten von Wallraf und De Noel Puppenspiele veranstaltet; De Noel hat für die Volksbühne gereimte Zwischenspiele und Prologe, auch kleine Scherzstücke geliefert; das Hänneschentheater erscheint somit als allgemein kölnische Angelegenheit, es wurde in den Dienst der stadtkölnischen Interessen eingespannt. Als 1817 der neuernannte Oberpräsident von Jülich-Kleve-Berg mit seiner Begleitung das berühmt gewordene Kölner Puppenspiel besuchte, wurde die Gelegenheit benutzt, ihm Kölns Wünsche bezüglich der rheinischen Universität nahezubringen; ein von De Noel gedichteter Epilog legt Besteva komisch-ernste Worte für die alte kölnische Universität in den Mund. Christoph Winters hat die von ihm gegründete Bühne von 1802 bis 1862, also volle sechzig Jahre geleitet und auf der Höhe gehalten; ihre Überlieferung ist bis auf den heutigen Tag bewahrt geblieben, weil sie im Volke selbst verwurzelt war.

In Köln sammelte sich ein ganzer Kreis konservativer stadtkölnischer Patrioten, Kunst-, Literatur- und Geschichtsfreunde in der „Olympischen Gesellschaft“. Ihr Haupt ist *Franz Ferdinand Wallraf*, der bedeutendste Kölner dieser Zeit, dessen Leben einen der bezeich-

nendsten rheinischen Lebensläufe darstellt. 1748 wurde Wallraf zu Köln geboren, als Sohn des Schneidermeisters Kaspar Wallraf aus der alten Patrizierfamilie der Wallraben und der Katharina Nettesheim, die ihre Ahnenreihe auf den berühmten Cornelius Agrippa von Nettesheim zurückführte. Seit 1766 besuchte er das älteste Kölner Gymnasium, das Montanum, wo er 1769 zum Lehrer aufrückte, nachdem er die Kölner Universität durchlaufen war. Offen hob er die Mißstände seiner Schule heraus und drang auf zeitentsprechende Reformen. Die gleiche entwicklungsfreudige Haltung zeigte er, als er 1781 Professor der Botanik in der medizinischen Fakultät der Universität und Leiter des Botanischen Gartens geworden war: sein Gutachten zur Kölner Universitäts- und Stadtschulreform blieb zum Schaden seiner Vaterstadt ohne Folgen. Neben den botanisch-medizinischen Vorlesungen hält er solche über Ästhetik in der philosophischen Fakultät, ein universaler Kopf mit umfassenden Bestrebungen. Eine Berufung nach der neuen fortschrittsfreudigen Universität Bonn zerschlägt sich; Wallraf ist und bleibt Kölner. Ganz seinen geistigen Bemühungen hingegeben, nimmt er 1792 die Priesterweihe im Dom. Im Dezember 1793 wird er zum Rektor seiner Hochschule gewählt; als solcher erlebt er im Herbst 1794 die Besetzung der Vaterstadt durch die Franzosen. Er verteidigt seine Hochschule, er verteidigt seine Heimatstadt, für die er die von den Franzosen angerufenen römischen Erinnerungen zu wecken versucht; 1785 schreibt er zusammen mit dem Bürgermeister J. N. Dumont die Denkschrift „Der Senat der Ubier oder der freien Stadt Köln an die Nationalversammlung der Franken“, in der er die Verfassung von 1396, den Verbundbrief, als Muster einer demokratisch-freiheitlichen Verfassung zu erweisen sucht. Das alles hilft nichts: der alte Stadtstaat wird 1796 zertrümmert, Wallraf verliert im gleichen Jahre seine beiden Pfründen, die geldliche Grundlage seiner Professur, noch vor der offiziellen Abtretung des linken Rheinufers wird der Kölner Hochschule der Huldigungseid für die französische Regierung abverlangt. Wallraf als Rektor und die vier Dekane verweigern pflichtgetreu diesen Eid, worauf sie des Amtes enthoben werden, die Universität

am 28. April 1798, nach 410 Jahren des Bestandes, geschlossen wird. Ihr kümmerlicher Ersatz, die Zentral-, später Sekundärschule in französisch rationalistischer Art bietet ihm ein neues Amt in der Professur für Geschichte, später „belles lettres“. Er übernimmt diese Professur, um seiner Vaterstadt beizustehen, weil er die Forderung des Augenblicks klar erkannt hat. Er wächst in diesen Jahren zum getreuen Hüter kölnischen und insgesamt rheinischen Volkstums auf: er rettet unzählige der von den Franzosen geplünderten und verschleuderten Kunstschatze, er bewahrt den zum Abbruch bestimmten Dom vor der Vernichtung, versteckt das Dombild Lechners in seinem Hause. Dies Haus am heutigen Wallrafplatz wird ein Museum, das bei seinem Tode am 18. März 1824 1616 Gemälde, 521 Handschriften, 488 Urkunden, 1055 alte Drucke und 13 248 neuere Bücher enthält, das Ergebnis liebevollsten Sammlerfleißes, zu dessen Erben er in seinem Testamente 1818 die Vaterstadt eingesetzt hat. Als Goethe und Stein ihre berühmte Rheinfahrt unternahmen, da kehrten sie im Wallrafischen Hause ein und verweilten Stunden in den unsagbar reichen Schätzen.

Jahrelang hat Wallraf unermüdlich für eine Erneuerung der kölnischen Universität gekämpft. Die Stadt Köln verstand es, die alten Fonds zu wahren, und sie bot immer wieder die Gelder an, die Hochschule wieder einzurichten. Wallraf hat eigene Gelder angeboten, hat Napoleon bei seinem doppelten Besuche in der alten Reichsstadt in erhabenen lateinischen Inschriften und Festgedichten beschworen — vergeblich, da die französische Verwaltung gerade das alte freiheitstrotzige Köln mit Absicht niederhielt. Der Wallrafkreis, die „Olympische Gesellschaft“, hat alles daran gesetzt, die Voraussetzungen für eine neue Hochschule durch eine Versammlung bedeutender Geister zu schaffen. Von ihr unterstützt, hat sich *Friedrich Schlegel* von 1804 bis 1808 in Köln aufgehalten, wo er seine indischen Studien förderte und 1808 mit seiner Gattin Dorothea Veit im Dom zum Katholizismus übertrat. Die Brüder *Sulpiz und Melchior Boisserée* (1783—1854, 1786—1851), beide aus Köln, unterstützten die Rettungstat Wallrafs und bargen aus der Verschleuderung der Franzosen

ihre unerhört reiche Sammlung altdentscher und niederländischer Gemälde. Mit einem Schlage war Köln eine Kunststadt geworden, ein Kreis bedeutender Männer schien sich zu sammeln — da zerrann die Hoffnung auf einen neuen schöpferischen Mittelpunkt rheinischen Geisteslebens. Schlegel folgte 1808 einem Wiener Rufe, die Boisserées verbrachten 1810 ihre Bildersammlung nach Heidelberg — später verkauften sie sie Ludwig I. für die Münchener Pinakothek, wo sie sich mit den Düsseldorfer und Mannheimer Flüchtlingen zusammenfanden. Der große Plan des Wallrafkreises war zerschlagen. Aber dieser Plan sowohl wie die Erneuerung der kölnischen Volksbühne zeigt die allseitige Kraft geistigen Widerstandes und deutschgesinnten Aufstiegswillens in der alten rheinischen Hauptstadt.

Es ist kennzeichnend, daß die fanatischen Vorkämpfer der französischen Revolution auf deutscher Seite keine Rheinländer sind: Georg Forster, der geächtet und verzweifelt 1794 zu Paris starb, war Ostdeutscher, der unselige Eulogius Schneider, der um seines Radikalismus willen seine Bonner Professur (1788—1791) hatte verlassen müssen und 1794 in Paris unter dem Fallbeil endete, stammte aus dem fränkischen Wipfeld, das auch einen Konrad Celtis geboren hatte. Die Rheinlande stellen den unermüdlichen Bekämpfer der Revolution Goethe, den konservativen Volkstumshüter Wallraf und den von der Schwärmerei für die Menschheitsverbesserung zum Volkstumsgedanken sich hinentwickelnden Koblenzer *Josef Görres* (1776 bis 1848). Görres' wechselvolles und von zwei tiefeindringenden inneren Wandlungen beherrschtes Leben muß freilich immer unter dem Gesichtspunkt betrachtet werden, daß er der Mischling zweier Völker war: sein Vater, der Floßschiffer und Holzhändler Moritz Görres, stammte aus altem rheinischem Bauerngeschlecht, die mütterliche Familie Mazza war aus der Lombardei eingewandert. In Görres kreuzen sich Deutschtum und Italienertum, typisch rheinische Eigenschaften erscheinen wie unorganisch vereinzelt und mit ungemäßen Charakterzügen verbunden; Leben, Entwicklung und Geistesart hat etwas Überspanntes und Unnatürliches, das im mittelfränkischen Geistesleben sonst in keiner Weise zu finden ist. Der Entwicklungs-

weg, den Görres genommen hat, fällt in entscheidenden Zügen aus dem Rheinischen heraus und hat auch zugleich so entscheidend auf rheinische Volksentwicklung eingewirkt, daß gerade die Gestalt Görres' zu einer der schicksalhaftesten der rheinischen Geschichte geworden ist.

Görres besuchte das Koblenzer Gymnasium, das einstmals ganz jesuitisch gewesen war, jetzt eine Pflanzstätte der Aufklärung darstellte. Schon in frühen Jahren begrüßte er die emporsteigende Sonne der Revolution, jubelte über die Rückeroberung von Mainz durch die Franzosen; als er die Schule verlassen hatte und in dem der Hochschulen beraubten Rheinlande keine Möglichkeit des Studiums sah — er hat nie eine Universität besucht —, stürzte er sich in das politische Leben, trat 1797 in den Freiheitsklub zu Koblenz, beteiligte sich führend an der Aufrufung der „Cisrhenanischen Republik“ am 5. September 1797 und hielt am 14. darauf die öffentliche Weiherede beim Pflanzen des Freiheitsbaumes. Was er wollte, bezeugt seine erste Schrift von 1798 „Der allgemeine Frieden, ein Ideal“ und seine im Februar 1798 beginnende politische Zeitschrift, das „Rote Blatt“: eine allgemeine moralische Erneuerung der Menschheit, die Stiftung eines neuen Zeitalters, wo Gewalt und Unrecht, Despotie und Feudalismus, soziale und politische Unterdrückung, die Herrschaft jeglicher Unmoral zu Ende sei; er sah mit voller Ehrlichkeit in dem Jahre 1789 die Wende der Zeiten, den Anbruch einer gereinigten und veredelten Welt, im Franzosentum das Menschheitsvolk der Geschichte, in Frankreich den politischen Herrscher des neuen Weltalters. „Das Rote Blatt“ verkündet diese Gedanken und bekämpft zugleich mit einer leidenschaftlichen Schärfe alle, die Mißbrauch mit diesen hohen Gedanken treiben: korrupte französische Verwaltungsbeamte und Kommissare, feile Nutznießer und Speichellecker des neuen Systems, die schmeichlerischen Kreaturen und den Ausverkauf der alten Macht schlaun benützenden Spekulanten — der Schriftleiter des „Roten Blatts“ hat mit schonungsloser Offenheit und kühnem Freimut die Sünden der französischen Verwaltung angeprangert, mußte sein „Rotes Blatt“ bald einstellen und durch den „Rübezahl“ ersetzen.

wurde im November 1799 zu drei Wochen Gefängnis verurteilt und damit nach 1 $\frac{1}{2}$ -jähriger Tätigkeit mattgesetzt. Gleich nach Verbüßung seiner Haft geht er als Beauftragter seiner Heimatstadt, zusammen mit Vitzthumb und Eickmeyer nach Paris, um dort die Beschwerden über die französische Verwaltung persönlich vorzubringen und die endgültige Einverleibung und rechtliche Anerkennung der bisher nur „besetzten“ Gebiete zu betreiben. Dieser Winter 1799—1800 wird für ihn zur inneren Wandlung. „Erst sechs Tage bin ich hier“, schreibt er aus Paris am 27. November an seine Braut Katharina von Lassaulx, „und schon gesättigt bis zum Überdruß mit all den Herrlichkeiten dieses mit Blumen überwachsenen Sumpfes. Das sind meine Menschen nicht, die hier ihr buntes Charivari treiben, da ist keine Saite meines Wesens, die mit den ihrigen zusammentönt; mögen sie besser sein als ich, ich mag sie nicht.“ Es ist die klare Erkenntnis *völkischer Wesensverschiedenheiten*, die hier in ihm aufbricht; Herdersche Gedanken von der *Eigentümlichkeit* einer jeden Volksart, vom arthafte besonderen *Volksgeist* gewinnen in ihm, die Herrschaft und bestimmen von nun an sein Denken. Der Traum des selbständigen Rheinlands ist ausgeträumt, die Tatsache der französischen Überlegenheit auf politischem und militärischem Gebiete steht fest — der deutsche Kulturgedanke muß gleichwohl aufrechterhalten werden, denn *nur von ihm aus*, nicht vom Franzosentum her, können die Aufstiegsziele der Menschheit erreicht werden. Diese „Resultate meiner Sendung nach Paris“, wie die Bekenntnisschrift von 1800 lautet, bringen ihn dazu, im Februar 1800 die Professur für Physik und Naturgeschichte an der Sekundärschule zu Koblenz anzunehmen, so wie Wallraf als Sekundärschulprofessor in Köln sich in den Dienst seiner Heimat stellte. Ästhetik, Geschichte, Philosophie, Religion, Naturwissenschaft, Medizin sind die Gegenseite umfassender Studien, die er unter dem Einflusse des deutschen Idealismus, im besonderen Schellings treibt; 1801 erscheinen die „Aphorismen über Kunst“, 1802 die „Aphorismen über Organonomie“, 1805 die „Exposition der Physiologie“, die in vielen Dingen auf Paracelsus zurückgreift und damit die alte Linie rheinischer Naturmystik erneuert, 1805 „Glauben

und Wissen“ mit der ausführlichen Begründung der Duplizität in Geschichte und Leben. Überall werden die Grundbegriffe organisch-idealistischer Weltbetrachtung angewandt: Polarität, Metamorphose, den polaren Gegensatz überwindende und versöhnende Einheit; eine gewisse Überspannung, ein unnatürlich ekstatisches Tothetzen der Ideen ist dabei nicht zu verkennen. Goethes satirisches Wort, in den „Aphorismen über Organonomie“ verrate sich mehr Organonomie, hat eine tiefe Wahrheit.

Im Jahre 1806 geht Görres als Privatdozent an die Universität Heidelberg; zwei Jahre, 1806—1808, dauert seine dortige Tätigkeit. Er tritt in den Kreis der *Heidelberger Romantik*, der *Volkstumsromantik*, mit der die Rheinlande der romantischen Bewegung ihren bedeutsamen Beitrag geschenkt haben. Auch hierin offenbart sich in der unverkennbarsten Weise die eingeborene Geistesart der fränkischen Rheinlande: sie haben an der Frühromantik der Schlegel, Tieck, Novalis nicht den mindesten Anteil genommen, das Geistespiel eines Friedrich Schlegel ist ihnen fremd geblieben; sie treten erst auf den Plan, als der Volkstumsgedanke sich entscheidend durchzusetzen beginnt, dann aber greifen sie bestimmend ein. Heidelberg war im Jahre 1802 mit der Auflösung der alten Kurpfalz an Baden gefallen; die von den Jesuiten völlig heuntergewirtschaftete, zur Bedeutungslosigkeit entartete Universität wurde 1803 durchgreifend neugestaltet. Eine Anzahl hervorragender Namen trug die neue Blüte der Hochschule, der Jurist Thibaut, der Theologe Karl Daub, der 1805 berufene, aus Marburg gebürtige Philologe Georg Friedrich Creuzer, der in seiner „Symbolik und Mythologie der alten Völker“ 1810 den orientalischen Ursprung der griechischen Religion, richtiger gesagt die orientalische Urreligion als Quelle aller Religionen zu erweisen suchte. Im gleichen Jahre 1805 berief der Großherzog von Baden den alten Johann Heinrich Voß mit einem Ehrengeloh nach Heidelberg; 1807 entwickelte sich dann der aufsehenerregende Kampf zwischen Voß auf dieser, Creuzer und seinen romantischen Freunden auf jener Seite um die Deutung der Antike. In den Jahren 1804 bis 1808 sammelt sich in Heidelberg ein Kreis von Romantikern:

Arnim, Brentano, Görres, die ihrerseits im Briefwechsel und beständigem Austausch mit den Brüdern Grimm stehen, dann der junge Eichendorff als Heidelberger Student, Otto Graf von Loeben als sein Freund und Begleiter. Von den Professoren stehen Creuzer und Daub in enger Verbindung mit diesem Kreise; Karoline von Günderode in Frankfurt, die mit Creuzer in einer tragisch tiefen Liebesbeziehung Verbundene, schließt sich an.

Die Rheinländer dieses Kreises sind Görres und Brentano; der Frankfurter Savigny, der damals an der Universität Marburg wirkte, gehört in den geistigen Umkreis; die Brüder Grimm, hessischer Herkunft, sind durch ihren Geburtsort Hanau dem rheinischen Raume eng verbunden. *Clemens Brentano* (1778—1842) stellt in seltsamer Doppelheit der Fälle die zweite deutsch-italienische Blutmischung der Romantik dar, und hier wie bei Görres offenbart sich der gleiche Tatbestand: typisch rheinische Eigenschaften in einer absonderlichen Vereinzelung, Entstellung und Verzerrung. Es ist für die rheinische Geistesgeschichte nicht nur dieser, sondern vieler folgender Jahrzehnte schicksalhaft geworden, daß ihre beiden namhaften Vertreter ihr Wesen nicht klar und rein, sondern in einer unnatürlichen Verschiebung und Übersteigerung zum Ausdruck bringen.

Zu Azzano bei Tremezzo am Comersee steht das Stammhaus der lombardischen Familie Brentano, aus der Peter Anton Brentano nach Frankfurt am Main einwanderte, es als Großkaufmann zu Reichtum und bedeutender Stellung brachte. Aus seiner zweiten Ehe mit der blutjungen Maximiliane von Laroche, der Tochter der Sophie Laroche und Jugendfreundin Goethes, entsproß eine Anzahl hochbegabter schöner Kinder, in denen das Wesen des Vaters und der Mutter sich seltsam gemischt hat. Clemens Brentano ist 1778 zu Ehrenbreitstein im großelterlichen Hause geboren worden; zwei Jahre später kam *Bettina Brentano* (1785—1859) in Frankfurt zur Welt; auch die Geschwister Christian und Ludowika sind schriftstellerisch tätig gewesen. Schon die Kinderzeit hat manche Bitternis und Kummernis über den weich empfindlichen, träumerisch versonnenen Clemens gebracht: Streit mit dem strengen Vater, darum

Schulzeit außer dem Hause bei einer Tante in Koblenz, später in Mannheim; Ferienwochen im Vaterhaus, dem „Goldenen Kopf“ in der Großen Sandgasse, trösteten ihn mit der leidenschaftlichen Liebe zur schönen Mutter und der verständnisvollen Freundschaft der Frau Rat Goethe. 1793 starb die von ihren Kindern vergötterte Maximiliane Brentano; 1794 wurde Clemens von seinem Vater als Kaufmannslehrling zu einem Geschäftsfreunde nach Langensalza getan. Hier wie bald darauf im väterlichen Geschäft machte er sich durch lose Streiche, satirische Zeichnungen auf Geschäftsbriefen und dergleichen, unmöglich. Da starb 1797 der Vater, der 1795 ein drittes Mal geheiratet und Kinder erzeugt hatte. Der Weg war frei für das ersehnte Studium. 1797 geht er auf die Universität Halle, 1798 nach Jena. Der Jenaer Romantikerkreis wird für ihn entscheidende Anregung; von den Schlegels, Tieck, Fichte, Schelling geht er aus; die Liebe zu der Professorenfrau Sophie Moreau wird das Schicksal seines Lebens. Hier beginnt er seinen „verwilderten Roman“ „Godwi“ 1800, das erste dichterische Zeugnis seiner Wesensart.

Es ist ein Selbstbekenntnissbuch, der unverstellte Aufschrei einer gequälten Seele, die Briefe und Gespräche eines am Leben Leidenden, kein „Roman“, sondern eine lyrische Symphonie in klingenden Tönen, bei der das musikalisch empfundene Wort immer wieder ganz natürlich in die gebundene Rede übergeht. Es ist Brentano selbst, der hier spricht, und so erzählt er denn, in den Briefen des Antonio Firmenti an den Vater Godwis, seine verkümmerte und geängstigte Kindheit; aller Schatten fällt auf den Vater, alles Licht auf die vergötterte Mutter, und doch macht er ihr den Vorwurf, daß sie ihn für die Wirklichkeit verzärtelt habe: „So umfaßte die Mutter den Sohn mit doppelter Liebe, da sie ihn lieben und schützen mußte, und legte in seinem Herzen dadurch den Grund zu der *wunderbaren Leidenschaftlichkeit seines Gemüts*, die die Wirkung des wirklichen Lebens auf ihn so rau und schmerzlich machte.“ „Wer das Haupt im Himmel trägt,“ heißt es an anderer Stelle, „dem verwelket das Herz in der drückenden, niederen Sphäre.“ Brentano hat sich selbst klar erkannt

und schildert sein Wesen mit der unbestechlichen Blickschärfe eines Fremden:

„Es ist wunderbar und macht mich immer für meine Nebenmenschen in der Gegenwart unnütz, daß ich *nie eine Sache an sich selbst betrachte, sondern immer im Bezuge auf etwas Unbekanntes, Ewiges*; und überhaupt kann ich gar nichts betrachten, sondern ich muß drinnen herumgehen, denn auf jedem Punkte möchte ich leben und sterben, der mir lieb ist, und so komme ich dann nimmer zur Ruhe, weil mit jedem Schritte, den ich vorwärts tue, der *Endpunkt der Perspektive einen Schritt vorwärts tut*.“

„Unsteter Sinn, der ewig nach der Fremde strebt“: es ist die Sehnsucht nach selbsteigenem Leben, das sich selber fühlt, aus sich selber lebt und genießt, in dem die großen Allkräfte der Harmonie und Einheit wirksam werden, ein überströmend reiches und volles Leben, das die ganze tiefe Menschlichkeit, Gefühle und Leidenschaften bejaht und zur Entfaltung bringt, ein ganz von innen, nicht von außen her bestimmtes Leben — „Wann werden wir ewig unveränderlich, nackt und vollkommen die schönste Vollendung unserer Eigentümlichkeit sein? wo kein äußeres Zeichen mehr unsere Ordnung bestimmt, sondern wir selbst ein einziges, unteilbares Zeichen für unser höchstes Dasein sind?“ Aber gerade hier meldet sich die schmerzliche Zerrissenheit irdischen Lebens, der Zwiespalt zwischen Wille und Handlung, Sehnsucht und Gestalt, das niederdrückende Gefühl, an der Harmonie des Alls keinen Anteil zu haben, das unerfüllte Verlangen, das sich an den Schranken des wirklichen Lebens bricht, das Gefühl der Verlassenheit, das den zu höchst Empfindenden beschleichen muß.

„Ein ewiger Streit von Wehmut und von Kühnheit,
der oft zu einer innern Wut sich hob,
ein innerliches, wunderbares Treiben
ließ mich an keiner Stelle lange bleiben.“

Gerade im höchsten Gefühle bricht sich die Verzweiflung Bahn;
die Welt erscheint als ein Kerker der sehrenden Seele:

„Der Mensch ist das Höchste nicht im Dasein, sonst wäre keine Mühe in ihm und keine Stufung der Vollkommenheit: der Mensch ist nicht frei, er könnte sonst nicht wieder zurück ins enge dunkle Haus . . . Gefangen sind wir, wie das Weib, das ewig nach den Schmerzen der Geburt sich gerne wieder zum Werke der Lust hinwendet, gefangen sind wir, wie Leichtsinn und Schwermut, zwischen Schmerz und Lust, und die Freiheit besteht in der Wahl zwischen zweien, wo uns das eine schon so ermüdet, daß wir das andere gern ergreifen — und was ist endlich die heiligste, stolzeste philosophische Ansicht als die Krankheit der Flamme, die zu verlöschen droht, um sich selbst zu sagen: ich bin das Licht und entzünde alles.“

Schwere Träume ängstigen den ruhelosen Schlaf des Lebens; Glück liegt nur in der kindlichen Unbewußtheit, im einfachen, selbstgenügsamen Leben im Schoße der Natur. Die von Godwi geliebte Ottilie ist der Genius der schlichten, in sich befriedigten Natürlichkeit: „Sprich nie von ihr“, schreibt Godwi an seinen Freund Römer, „denn auch der Wahrste lügt, will er mit Worten, was er fühlet, sagen, und nur die Äußerung ist wahr, die unvermutet und unverschuldet aus der Tiefe steigt.“ In diesem Zusammenhange steht das bedeutungsvolle Wort: „Es ist mir, als sei der Genius der höchsten Kultur auch derselbe der einfachsten Natur“, ein Wort, das den im Jenaer Kreise der Karoline Schlegel vielverspotteten Brentano von der Frühromantik trennt und seine Entwicklung zur Volkstumsromantik begreifen läßt. Vor seinen Augen steht das Ideal des gestaltungsmächtigen Dichters, der Natur und Kultur zur höchsten Einheit schafft: „Nur der Größte und Gesundeste und Freudigste kann ein großer Dichter werden, der alles dichtet, denn wem die Macht der Ausübung und des Stoffes, das Leben und der Genuß im vollen blühenden Gleichgewicht stehen, der wird und muß ein Dichter werden.“ Es ist das Idealbild Goethes, das hier gezeichnet wird. Er selbst ist dieser ideale Dichter nicht, ihn wirft der Zwiespalt umher, er formt nicht, sondern er wird geformt; abermals spricht er eins seiner hellischerisch selbsterkennenden Worte: „Bin ich doch selbst ein Gedicht und meine ganze Poesie.“ Romantisch, so formuliert Brentano im „Godwi“, ist

alles, was als Mittler zwischen das Auge und den Gegenstand tritt; das Romantische ist also eine Perspektive, die Farbe des Glases, welche die Gegenstände verändert; die Romantik ist ein Farben- und Tönespiel der fühlenden, tönend bewegten Seele, in der die Welt verwandelt widerklagt, das Ewige abspiegelnd und sinnbildhaft bezeichnend.

Die genaue Analyse dieses Jugendromans war nötig, da in ihm der ganze Brentano zu fassen ist, der ewig ruhelose, unerfüllte Geist, in dem rheinische Naturliebe, rheinische und italienische Phantasie, rheinische und italienische Musikalität — jede in ihrer Art verschieden — mit südlicher Leidenschaftlichkeit zu einem sonderbaren, seinen Träger beängstigenden Gemisch verbunden sind. In diesem Menschen mit dem südlich braunen Antlitz, dunklen Augen und Haaren wohnt eine kindhafte Einfachheit — er ist sein ganzes Leben lang ein Kind geblieben — mit einer ekstatischen Phantasie, ein innig reines Glücksverlangen mit einem tiefen Ruhebedürfnis, ein starker Genußtrieb mit einer überirdischen Sehnsucht zusammen. Wenn die deutsch-italienische Blutmischung schon bei dem härteren Görres zu einer unseligen Übersteigerung und Unausgeglichenheit geführt hat, so führt sie bei Brentano zu einem tragischen Lebenszwiespalt, für den die Harmonie ein unerfüllbares Ideal blieb. All seine Dichtung ist die Poesie seiner selbst, ein unablässig fortschwingendes Lied, ein beständiger Übergang von der „Prosa“ in die Poesie und von der Poesie in die „Prosa“, denn beides ist eins und dasselbe, ein Ineinander von Klängen, wo die Worte mehr Gesang als Begriff sind und sich mit einer unerhörten Leichtigkeit aus der Seele hervorsingen, weil sie nicht zur Gestalt dienen, sondern am Faden der unendlichen Melodie wie von selbst aneinandergesponnen werden. Brentanos „Godwi“ ist Musik wie seine Lyrik, seine Märchen, seine „Romanzen vom Rosenkranz“, sein Drama „Die Gründung Prags“ 1813, seine Novellen wie die in Schicksalsdüsterteit ersterbende „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl“ 1816. Musik ist auch das Lustspiel „Ponce de Leon“, das er auf Goethes Preisausschreiben eines Intrigenstückes im November 1800 hin als Göttin-

ger Student 1801 gedichtet hat und das ohne Preis mit einigen tröstenden und obenhin anerkennenden Zeilen Goethes zurückgesandt wurde. Musik ist seine Rheindichtung, mit der er auf die Zukunft der rheinischen Dichtung einen unermesslichen Einfluß geübt hat, denn von seiner Dichtung und ihren bezaubernden Klängen geht eigentlich erst jene „Rheinromantik“ aus, die für Jahrzehnte, weit ins 18. Jahrhundert hinein bestimmend gewesen ist.

Der an den Rhein versetzte „Godwi“ beschwört in seinen klangvollen Worten die Seele einer unvergleichlichen Landschaft:

„Ich saß höher, als der höchste Berg der Gegend, auf der Spitze eines jungen Baumes, den eine mutige Hand in die höchsten Trümmer eines zerstörten Turmes gepflanzt hatte, über Untiefen von Wald, die wie Katarakte und stürmende Heere unter meinem Blicke auf und nieder stürzten, brauste der herrliche Fluß des üppigen Friedens und der trotzigen Ruhe. Ringsum weit die Städte und Flecken hingesät, viele tausend Blicke auf meinen Standpunkt gerichtet, in tiefer Einsamkeit, Vor- und Nachwelt um mich aufgelöst in ein unendliches Gefühl des Daseins . . . Meine Begierde war Schweben, und ich sah mit gefährlichem schwindelnden Neide den wilden Tauben nach, die sich freudig hinabstürzten, wo der Rhein den Fuß der grünen Berge küßte, deren Häupter von seiner rauschenden Umarmung trunken zu drehen schienen, und es war mir, als walle die Seele des kräftigen Stromes herauf durch die Adern des Berges wie warmes, lebendiges Blut, und der Boden lebe unter mir, und alles sei ein einziges Leben, dessen Pulsschlag in meinem Herzen schlage.“

In diesem Sinne, im Mitgefühl der höchsten Lebenskraft der Rheinlandschaft, hat Brentano ein Rheinbild geschaffen, das für die Folgezeit richtunggebend geblieben ist. Da erklingt seine Ballade von der „Lore Lay“, erklingen seine Rheinlieder, die in die „Rheinmärchen“ eingewoben sind, den schönsten, den deutschen Teil seines aus Deutschem und Italienischem gemischten Märchenwerkes. Dies Märchenwerk ist sein Eigenstes, die Blüte seiner phantastisch improvisierenden Dichtung, den Kindern erzählte, von Mund zu Ohr hingeschaffene Klang- und Gefühlsgebilde, in denen das Schlicht-Kindliche der Bren-

tanoschen Seele sich in kennzeichnender Weise mit dem Üppig-Phantastischen, dem Satirischen, der Selbstparodie vermählt — die Brüder Grimm haben in diesen Umbildungen volkhafter Erzählungen ihr Ideal der Naturdichtung verraten gesehen. Brentano hat als erster den Märchienschatz von Basiles „Pentamerone“ (in venezianischer Mundart 1634—1637), von dem er die wertvollsten Ausgaben besaß, entdeckt und in seinen italienischen Märchen benutzt. Seine „Rheinmärchen“ sind ein Feuerwerk der Phantasie, eine Symphonie aus allen lyrischen Klängen, die immer wieder auf den alten Fluß der deutschen Geschichte zielen: „Nun gute Nacht, mein Leben, Du alter, treuer Rhein!“ Oder in der „Rückkehr an den Rhein“:

O willkomm, willkomm, willkommen!

Wer einmal in dir geschwommen,
wer einmal aus dir getrunken,
der ist Vaterlandes trunken.

Ström' und Flüß' hab ich gesehen,
reißend, schleichend durch das Land,
aber keiner weiß zu gehen
herrlich so durchs Vaterland.

O willkomm, willkomm, willkommen!
Schild der Starken, Trost der Frommen,
Gastherr aller Lebensgeister,
Erzmundschenk und Küchenmeister!

Im Jahre 1803 gelang es Brentano, die nunmehr geschiedene Sophie Moreau zu gewinnen; mit seiner Frau zog er 1804 nach Heidelberg, Arnim folgte ihm. Es kommt die glücklichste Zeit seines Lebens trotz aller Unruhe dieser von Leidenschaft aufgewühlten Liebesbeziehung. Mit vollen Händen greifen Arnim, Brentano, nach ihnen Görres in den Schatz der alten Volksdichtung. Im Jahre 1805 erscheint der erste Band von „Des Knaben Wunderhorn“, wie Arnim und Brentano ihre umfassende Sammlung der alten deutschen Volkslieder benennen, 1808 der zweite und dritte Band. 1807 veröffentlicht Brentano seine Bearbeitung von Jörg Wickrams Roman „Der Goldfaden“

mit der bezaubernden Wiedergabe des kindlich schlichten Erzählstiles, Arnim 1809 seinen „Wintergarten“ mit der Erneuerung alter deutscher Romane und Novellen. 1807 erscheint Görres' Schrift über „Die teutschen Volksbücher“, die er in der grundsätzlichen Einleitung als „den stammhaftesten Teil der ganzen Literatur, den Kern ihres eigentümlichen Lebens, das innerste Fundament ihres ganzen körperlichen Bestandes“ bezeichnet — eine „Volksliteratur“, die sich auf „einen inwendigen Geist in allen Ständen wohnend und gleich einem schlackenlosen Metallkönig durch alle Verunreinigung von Zeit und Gelegenheit durchblickend“ stützt. Wir müssen uns mit dem Gedanken befreunden, fordert Görres, „daß im allgemeinen Gedankenkreise die untersten Regionen auch etwas gelten und bedeuten möchten und daß der große Literaturstaat sein Haus der Gemeinen habe, in dem *die Nation sich selbst unmittelbar repräsentiere*“. Viele aufeinanderfolgende Generationen haben diese Volksbücher sanktioniert, sie haben den Besten wohlgefallen, alle haben nach ihnen verlangt, sie sind die einzige Geistesnahrung der unteren Schichten, aber sie wirken durch die Jugend auch auf die höheren ein, denn die Jugend saugt aus ihnen die Begeisterung, die sie oft für ihr ganzes Leben trägt — Görres weiß die nationale Bedeutung der Volksbücher nicht hoch genug darzustellen, so wie er Volkslied, Sage, Märchen in den gleichen Rang erhebt. Noch viele Jahre betrieb er Studien zu einer allgemeinen, im besonderen germanischen Sagengeschichte, verfolgte er den Plan einer deutschen Stammeskunde, in der er die Charaktere aller deutschen Stämme, ihre Eigenheiten und Gebräuche zu schildern gedachte; 1817 erschien, als letzte Frucht seiner germanistischen Studien, die Sammlung „Altteutsche Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek“, eine freilich oft unzuverlässige Wiedergabe auch aus jenen Handschriften der ehemaligen Palatina, die von Napoleon nach Paris geraubt worden waren und von dort 1815 statt nach Rom nach Heidelberg zurückkehrten.

1812 trat der erste Band der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen“ an die Öffentlichkeit, das Gemeinschaftswerk der zu Hanau

geborenen hessischen Brüder *Jakob und Wilhelm Grimm* (1778 bis 1863, 1786—1859), die ihr umfassendes germanistisches Werk zum großen Teile in gemeinsamer Arbeit geschaffen haben; selbst bei den getrennt erschienenen Schriften liegen gemeinsame Studien, gemeinsames, brüderlich ausgetauschtes Material zugrunde — im Vorwort zum „Deutschen Wörterbuch“ von 1854 hat Jakob Grimm es im Hinblick auf diese gemeinsame Arbeit bedauert, daß der Dualis aus der deutschen Sprache verschwunden sei. Das gesamte Werk der Grimms gilt der Rettung alten Volksgütes: der Märchen, Sagen, Lieder, der alten Volksrechte (Weistümer), der Mythologie und der Sprache überhaupt. Es gilt im höheren Sinne der *Rettung und Erneuerung der Idee des Volkes*. Wenn Jakob im Alter von sich sagte: „Alle meine Arbeiten wandten sich auf das Vaterland, von dessen Boden sie auch ihre Kraft entnahmen“, so ist Vaterland und Volk für ihn das Gleiche, das Volk als Begriff des Edelsten aus allen Volksschichten ist und bleibt für ihn der heimische Boden, dem alle ihre Arbeit galt. Volk ist Ehre und Freiheit, Treue und Wahrheit, Reinheit und Innigkeit; Volk bedeutet alles Natürliche, Unverstellte, Wirklichkeitsechte. Mehr noch, es bedeutet eine höhere Wahrheit in Gefühl und umschmelzender, aber lebensnaher Phantasie: Sage des Volkes ist höhere Geschichte, Geschichte in einem lebendigeren Sinne, „als die *Behalterin alles Herrlichen und Großen*, was unter dem menschlichen Geschlechte vorgeht, und seines Siegs über das Schlechte und Unrechte — damit jeder Einzelne und ganze Völker sich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, beraten, trösten, ermutigen und ein Beispiel haben.“ Sage ist Geschichte außerhalb aller rationalen, politischen oder juristischen Berechnungen, Geschichte als hohe und erkräftigende Lebensmacht; alle naturhafte Poesie ist im Kern Sage und darin „lebendige Erfassung und Durchgreifung des Lebens“. Auf dem Gegensatz von Natur- und Kunstpoesie bauen die Brüder Grimm ihr Lebenswerk auf: in jener volkhaften Naturdichtung geben „die Taten und Geschichten gleichsam einen Laut von sich, welcher forthallen muß und das ganze Volk durchzieht; unwillkürlich und ohne Anstrengung, so treu, so rein, so unschuldig werden sie behal-

ten, allein um ihrer selbst willen, ein gemeinsames teures Gut gebend, dessen ein jeder teilhabe“. Auch hier, wie in Görres' Volksbücherabhandlung, ist es der Gemeinschaftscharakter der Dichtung, der als höchste, fruchtbarste, die Volkseinheit sichernde Form hervorgehoben wird.

In der sachverbundenen, schlichten, ehrlichen Arbeit der Grimms hat der Volksgedanke der Heidelberger Romantik seine stärkste Verkörperung gefunden. Alles wird auf klare Tatbestände bezogen, in erster Linie auf die Sprache als das wichtigste Gemeinschaftsgut eines Volkes. „Deutschland erhalten heißt also auch, alles auf die Pflege und Ausbildung deutscher Sprache wenden.“ Mit sicherem Blicke erschließt Jakob Grimm, daß die Germanen zur Zeit des Tacitus unmöglich in Verhältnissen primitiver Roheit gelebt haben könnten, weil sie eine so ungemein verfeinerte Sprache geredet hätten; diese fein ausgebildete Sprache ist ihm, im Vorwort seiner „Deutschen Mythologie“ 1835, zugleich der Beweis, daß es eine hochentwickelte germanische Religion gegeben haben müsse. Hinter der sachgemäßen, opferbereiten Wissenschaftsarbeit steht ein lebendiges Volksgefühl, jenes Volksgefühl, das Jakob Grimm zu den Aussprüchen gebracht hat: „Die Zukunft unseres Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unserer Ehre und Freiheit“ und „Des Ausdrucks pöbelhaft (plebejum) sollte man sich enthalten, seit das Volk (populus) und das Volksmäßige als Merkmal des Freien erkannt worden ist. Wie die Märchen-, Sagen-, Weistümersammlungen der Grimms dem rheinischen, hessischen, westfälischen Gebiet verhaftet sind, so ist ihr ganzes Werk der rheinischen Geistesgeschichte eng verbunden; Friedrich Karl von Savigny (1779—1861), der große Frankfurter, durch seine Schrift „Über den Beruf unserer Zeit zu Gesetzgebung und Verwaltung“ der Begründer der Historischen Schule, war ihr Marburger Lehrer, Anreger und Förderer; Jakob Grimm ist in seinem „Reinhart Fuchs“ der Wiederentdecker der germanischen Tiersage am Rhein geworden.

Die Heidelberger Volkstumsromantik ist eine der wehrhaftesten Kräfte zur Erneuerung des deutschen Volksgefühls geworden; hier.

so sprach es Stein später aus, sei das Feuer gezündet worden, worin die französische Gewaltherrschaft verbrannte. Sie ist der westdeutsche Beitrag zur Romantik, die keineswegs, wie Josef Nadler in ganz einseitiger Betrachtung will, eine ostdeutsche, eine Bewegung der „Kolonialstämme“ gewesen ist; dieser westdeutsche Beitrag ist entscheidender Natur und er hat sowohl die schwäbische wie die schlesische Romantik, Uhland-Kerner und Eichendorff entscheidend beeinflusst. Es sind die Volkstumskräfte des deutschen Westens, die hier ihren geistigen Ausdruck sich erobern, dem französischen Völker und Volkstümer zerstörenden Imperialismus die deutsche Wesensart in ihren Tiefen entgegenhalten; nimmt man hinzu, daß die Erneuerung Preußens nach 1807 von dem großen Rheinländer *Reichsfreiherr Karl von und zum Stein* im Sinne einer bewußten Reform des gesamten Volkskörpers, im besonderen der Befreiung des Bauernstandes zu germanischer Freiheit durchgeführt wird, daß *Gneisenau*, ein zweiter Nassauer, der Generalstabschef und geistige Leiter des Befreiungskrieges geworden ist, so sieht man, daß die fränkischen Rheinlande nicht nur von außen her befreit worden sind, daß sie vielmehr mit inneren und äußeren Kräften zu ihrer Befreiung mitgearbeitet haben.

Wenn die ostdeutsche Romantik in Kleist den trotzigsten Bahnbrecher zur schicksalhaften Wirklichkeit stellt, so die Rheinlande in dem Bonner *Ludwig van Beethoven* (1770—1827) den musikalischen Genius des 19. Jahrhunderts, der in die tragischen Tiefen von Leidenschaft und Verhängnis vorstößt — die Volkstumsromantik, Goethe und Beethoven sind die beispiellose Bekundung rheinischer Größe in den Zeiten französischer Fremdherrschaft. Im Jahre 1811 schuf der Bonner seine heroische Musik zu Goethes „Egmont“; 1812 trafen Goethe und Beethoven zu Teplitz zusammen, jener wie von Kleist so von Beethovens titanischer Urgewalt erschüttert und zurückgestoßen. Bettina Brentano hat in ihrem „*Ilius Pamphilus*“ die Begegnung Goethe-Beethoven in zwei Szenen zu schildern versucht: wie Beethoven den über sein Klavierspiel zu Tränen gerührten Goethe ausschilt („Ich sah, daß ich nur ein romantisches aber kein künstlerisches

Publikum gehabt hatte“), wie beide auf einem Spaziergang dem kaiserlichen Hofe begegnen, Goethe höflich zur Seite tritt, der Musiker mit untergeschlagenen Armen mitten hindurch geht. Der von Bettina wiedergegebene Brief Beethovens an Bettina ist nicht sicher bezeugt, mehreres scheint der beweglichen Phantasie Bettinens zu entstammen. Der polare Gegensatz der beiden großen Rheinländer, die sich hier zum ersten und letzten Male begegneten, weist auf die damalige Höhe rheinischer Geistesgeschichte.

Der Heidelberger Kreis ist um 1808 zersprengt worden; sein Organ, die Arnim-Brentanosche „Zeitung für Einsiedler“, ist nur in diesem Jahre in 37 Nummern erschienen (in Buchform später unter dem Titel „Trösteinsamkeit“). Tragische Erlebnisse blieben nicht aus: am 26. Juli 1806 gab *Karoline von Günderode* (1780—1806, aus Karlsruhe) ihrem unglücklichen Liebesverhältnis zu Friedrich Creuzer den Abschluß durch den Freitod zu Winkel am Rhein; sie stieß sich am Stromufer den Dolch ins Herz und ließ sich durch die Fluten forttragen. Im gleichen Jahre 1806 starb Sophie Moreau im dritten Wochenbett, nachdem auch die beiden anderen Kinder kurz nach der Geburt gestorben waren; Brentanos Lebensglück war vernichtet. Die in Trostlosigkeit und Übereilung geschlossene neue Ehe mit Auguste Busmann wurde ihm zum Unglück; sie mußte nach jahrelangem Unglück getrennt werden und gab den Katholiken Brentano, der nun nicht mehr heiraten konnte, einer traurigen Vereinsamung fürs ganze Leben preis. 1808 ging er nach Landshut, wohin auch sein Schwager Savigny, der Gatte seiner Schwester Kunigunde, im gleichen Jahre berufen worden war, 1809 nach Berlin, wo er in den Kreis der „Christlich-deutschen Gesellschaft“, der patriotischen Adelsfreunde eintrat, der Arnim schon seit 1808 angehörte. Auch Görres verließ 1808 die Neckarstadt; Aussichten auf akademische Beförderung hatten sich verflüchtigt; er kehrte in seine Professur an der Koblenzer Sekundärschule zurück. Aus der Zusammenarbeit zwischen Görres und Brentano war 1807 die phantastisch überspitzte Satire gegen Voß „Wunderbare Geschichte von BOGS, dem Uhrmacher“ (BOGS = Brentano-Görres) hervorgegangen, Einleitung des aufsehererregen-

den Zeitschriftenkampfes zwischen Voß und den Seinen, Creuzer und den Romantikern, womit die Heidelberger Romantik und ihre „Zeitung für Einsiedler“ 1808 ihr Ende nahm.

In den folgenden Koblenzer Jahren arbeitet Görres seine Geschichtsanschauung auf organisch-idealistischer Grundlage umfassend aus: auf die Heidelberger Abhandlung „Wachstum der Historie“ 1807 folgt der in Perthes' „Vaterländischem Museum“ 1810 veröffentlichte große Aufsatz „Über den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt“, während der innerlich dazugehörige, ergänzende Aufsatz „Über den Fall der Religion und ihre Wiedergeburt“ durch die Unterdrückung der patriotischen Zeitschrift nicht mehr erscheinen konnte. Als geschichtsphilosophisches Hauptwerk tritt 1810 die „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ an die Öffentlichkeit. Im Mittelpunkt seiner zukunftsdeutenden, ermahnenden, aufrichtenden Betrachtungen steht der alte Ordnungs- und Erneuerungsgedanke: „Es ist ein gemeinsames Ziel in der gesamten europäischen Gesellschaft, das in der Zukunft immer deutlicher sich entwickeln und früh oder spät die Unterordnung in einen allgemeinen Bund für das gemeinsame Interesse auflösen wird“ („Fall Teutschlands . . .“). Bei dieser Erneuerung Europas muß das deutsche Volk eine wichtige Rolle spielen, aber *aus der Eigentümlichkeit seines Wesens heraus*: „Es ist unter allen Verblendungen die unseligste, wenn ein Volk seine Eigentümlichkeit verläßt, wenn es, mißkennend seine innerste Natur, in fremde Kreise hinübertaumelt und, entsagend individueller Sinnesart, zu erstreben sucht, was nicht seines Berufes ist, und gering dagegen achtet, wozu ihm die Kraft verliehen wurde.“ Görres bleibt in all dem Moralist, aber er weiß auch darum, daß das Gute nur mit eiserner Härte, mit Mut und entschlossener Tapferkeit in der Welt durchzusetzen ist: „Innere Rechtlichkeit ist unbrauchbar für die Welt, wenn sie nicht durch Kraft und Einheit sich geltend zu machen weiß; so lange triumphiert die bloße Gewalt, bis jene sich zur Macht erhoben . . . Geharnischt muß vor allem das Recht auf Erden sein, wenn es in der Geschichte etwas bedeuten will.“ Er fordert eine öffentliche Meinung in Deutschland, einen

geistigen Bund der Guten und Tapferen, eine moralische und religiöse Wiedergeburt der Nation in ihren Besten. Gerade die Wiedergeburt der Religion ist die Aufgabe des deutschen Geistes („Es steht den Teutschen zu, Priester der neuen Zeit, Brahmanenkaste zu sein“), nachdem die politische Herrschaft, Zepter und Reichsapfel nun einmal an ein anderes Volk übergegangen ist. Es ist eine *Religion des Geistes*, die er dabei im Auge hat, eine idealistische Gottverehrung, für die das Christentum zwar als wesentliche Vorbereitung betrachtet wird, die in ihrer Geistigkeit aber über die besonderen Formen christlicher Art hinausführt, wie denn auch die Kirche der Zukunft, auf die Görres hinweist, eine Kirche des Geistes sein soll. Der Görres dieser Periode sieht alles im Zusammenstreben polarer Gegensätze; Katholizismus und Protestantismus sind ihm zwei sich ergänzende Prinzipien: Süden und Norden, Ordnung und Freiheit, feste Form und selbständiges Gewissen; die Reformation ist ihm eine notwendige Erneuerungsbewegung, der von ihr hervorgerufene tragische Zwiespalt im deutschen Volke muß in der Kirche der Zukunft überwunden werden. Auch seine Staatstheorie beruht auf der Einheit der polaren Prinzipien, des monarchischen und des demokratischen. Görres ist in diesen Jahren der Ansicht, daß in dem sich unter französischer Herrschaft formenden Europa das deutsche Volk die wesentlichsten Aufgaben der geistigen und religiösen Erneuerung zu übernehmen habe — eine Ansicht, die der Goetheschen Haltung in diesen Jahren grundsätzlich parallel läuft: politische Weltherrschaft der Franzosen, kulturelle und religiöse Weltherrschaft der Deutschen. Görres' Schriften haben sich das Ziel gesetzt, die inneren Erneuerungskräfte des deutschen Volkes zu stärken, um diesem Volke auch nach dem Verlust seiner politischen Stellung eine kraftvolle Eigentümlichkeit und einen herrschenden Anteil an der Geschichte der Menschheit zu sichern. Auch für diesen unter französischer Herrschaft lebenden, in französischem Dienste amtierenden Rheinländer kreist alles um die Worte „Teutschland“ und „teutsches Volk“.

Dichtung und Philosophie haben es in diesen Jahren der inneren Erhebung Deutschlands fertiggebracht, den Rhein wieder in den

Mittelpunkt deutschen Denkens zu stellen — das ist eine unvergleichlich starke und wertvolle Leistung gewesen. An der Rheindichtung beteiligten sich Arnim (rheinische Teile der „Päpstin Johanna“, Schilderungen des „Wintergartens“), Friedrich Schlegel mit seiner Rheinballade „Das versunkene Schloß“ 1807 und seinen Darlegungen über die Gotik am Rhein, Eichendorff, Schenkendorf, der junge Uhland, Fouqué und eine große Zahl der Taschenbuch- und Zeitschriftendichter. Rheinsagen wurden gesammelt: 1811 von Niklas Vogt, 1812 von Aloys Schreiber, ebenso 1812 von Amalie von Imhof usw. Georg Forsters Preislied auf den Kölner Dom von 1790 wirkte fort: 1808 dichtete Zacharias Werner sein Sonett „Der Dom zu Köln“ (erschienen 1810 im „Rheinischen Archiv“); 1809 äußerte Görres in seiner langen Besprechung des „Wunderhorns“ in den „Heidelberger Jahrbüchern“ den Gedanken einer Vollendung des Domes; 1810 erschien Theletts umfassende Beschreibung des Bauwerks, während gleichzeitig die Brüder Boisserée alle Maße sammelten und nach den alten Rissen forschten. Das dichterisch Tiefste klingt in *Friedrich Hölderlins* Oden, in „Heidelberg“ 1801 („Du der Vaterlandsstädte Ländlichschönste, soviel ich sah“), in der Ode „An den Rhein“, wo der deutsche Fluß das Sinnbild großen, starken, freien Lebens geworden ist:

Wo aber ist einer,
um frei zu bleiben
sein Leben lang und des Herzens Wunsch
allein zu erfüllen, so
aus günstigen Höhn, wie der Rhein
und so aus heiligem Schoße
glücklich geboren wie jener?

Der „edelste der Ströme“, der „freigeborne Rhein“ ist der Göttersohn, dem wie allen Göttersöhnen ein dämonisches Schicksal bereitet, Blindheit und Gefahr des Edeln, aber auch stolze Freiheit und Schicksalslust. „Ein Rätsel ist Reinentprungenes“, „Die Blindesten aber sind Göttersöhne“ — seine tiefsten Erkenntnisse hat der Schwabe, der den Rhein als seinen Heimatstrom begrüßt, an dieses Sinnbild

heroenstarken Lebens geheftet. In Sehnsucht lauter, klar und rein, seines Wesens sicher, seiner Kraft bewußt, vergißt dieser Strom niemals „den Ursprung und die reine Stimme der Jugend.“ Diesem Schicksalsliede vom göttlich gezeichneten Lobe tritt in der Ode „Der Wanderer“ der wehmutsvoll beglückte Heimkehrsang zur Seite, das Loblied der heiligen, gottgesegneten Landschaft des Weins:

Also sagt ich und jetzt kehr ich an den Rhein, in die Heimat,
zärtlich wie vormals wehn Lüfte der Jugend mich an;
und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
offnen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
und das heilige Grün, der Zeuge des seligen, tiefen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indes, mich bleichte der Eispol,
und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Aber wenn einer auch am letzten der sterblichen Tage,
fernher kommend und müd bis in die Seele, noch jetzt
widersähe dies Land, noch einmal müßte die Wang ihm
blühn, und erloschen fast glänzte sein Auge noch auf.
Seliges Tal des Rheins! kein Hügel ist ohne den Weinstock
und mit der Traube Laub Mauer und Garten bekränzt,
und des heiligen Tranks sind voll im Strome die Schiffe,
Städt und Inseln, sie sind trunken von Weinen und Obst.
Aber lächelnd und ernst ruht droben der Alte, der Taunus,
und mit Eichen bekränzt neigt der Freie sein Haupt.

Nie zuvor und niemals später ist das Wesen der Rheinlandschaft, der mythisch schicksalhafte Gehalt von Strom und Gau wie in diesen Hölderlinschen Oden eingefangen worden. Hier ist das volkhaft Deutsche in seiner Urverwandtschaft mit dem Antiken geschaut und gestaltet; das Schwäbisch-Alemannische dieses Dichtergeistes eint sich mit dem Rheinfränkischen in einer Tiefe germanischen Fühlens, über die hinaus keine gültigere Deutung gesucht werden kann.

In der Neujahrsnacht 1813—1814 überschritten die preußischen und russischen Truppen des Blücherschen Heeres bei der Pfalz zu

Kaib den Rhein. Schon im Januar 1813, nach dem Zusammenbruche Napoleons in Rußland, war die bergische Bevölkerung in Elberfeld und Solingen gegen die Franzosen aufgestanden; im November sammelte sich der Landsturm des bergischen Landes und der des Siebengebirges, um die nach der Leipziger Schlacht abziehenden Franzosen aus dem Lande zu jagen. Im Januar 1814 wurde in den befreiten Rheinlanden eine deutsche, das heißt für den Nordteil preußische Verwaltung eingerichtet. Auf Justus Gruners Veranlassung wurde Görres zum Direktor des öffentlichen Unterrichts bestellt. Ein weiterer wichtiger Auftrag erreichte ihn: seit dem 23. Januar 1814 erschien der bisherige offiziöse „*Mercure du Rhin*“ als „*Rheinischer Merkur*“ unter Görres' Leitung und mit dem ausgesprochenen Ziele, die geistige Verbindung zwischen dem Rheingebiet und Gesamtdeutschland neu zu knüpfen. Am 10. Januar 1816 wurde die letzte Nummer des Merkurs ausgegeben; zwei reichgefüllte Jahre hat Görres an diese größte und weitestleuchtende Leistung seines Lebens gewandt.

Der „*Rheinische Merkur*“ ist eine der wirkungsvollsten Taten, vielleicht die wirkungsvollste Tat überhaupt auf journalistischem Felde, ein Werk des Genius, des Mutes, der Tapferkeit, beflügelt von der gedanklichen Tiefe des deutschen Idealismus, getragen von deutschem Volksgefühl, wie es die Heidelberger Volkstumsromantik ausgeprägt hatte, und von rheinischem Stammesstolze zugleich, ein vorbildlicher Bund des Charakters, des Wissens, der Überschau und des Freimuts. Alle zwei Tage erschien zu Koblenz eine Nummer; die im ganzen Reich verbreitete Auflage wird auf 3000, zuweilen auf 5000 angegeben, überstieg jedenfalls das Gewohnte; das Ausland nahm regen Anteil, die „*Times*“ druckte öfters Leitaufsätze ab, und Napoleon soll den Merkur als die „*cinquième puissance*“ bezeichnet haben. Diese allgemeine Bedeutung des rheinischen Blattes ging auf seine *deutsche* Haltung zurück. Wohl hatte die erste Nummer es als Ziel hingestellt, „die rheinische Zunge im großen deutschen Orden wiederherzustellen und ihr wieder Sitz und Stimme zu verschaffen im Rate der Brüder“, aber auch hierbei lag der Nachdruck auf der deutschen Gesamtheit.

Die *Neugründung des Reiches*: das war das Ziel der rheinischen Zeitung. Görres verfährt bei seinen Forderungen und Vorschlägen mit einem nicht geringen Maß realistischer Einsicht, aber er geht durchaus vom Grundsätzlichen aus, er will eine ideale Lösung der deutschen Volks- und Reichsfragen, eine radikale Lösung, die wenig Restbestände läßt. Darum tritt er vor allem für eine radikale Bereinigung gegenüber dem geschlagenen Frankreich ein: keine Milde, vielmehr der Bestie, die so fürchterlich gegen Deutschland und Europa gewütet hat, die Reißzähne einschlagen, die Westgrenze an Vogesen und Ardennen befestigen (Rückgabe von Elsaß und Lothringen), die geraubten Kunst- und Bücherschätze zurückführen (Nr. 47, 64 u. ö.). Das Rheinland soll die eherne Grenzmauer gegen Frankreich, eine Stätte des Hasses gegen den westlichen Feind sein; es sind Kleistische Töne, in denen Görres sich in der Nr. 67 ausspricht: „Hier am nächsten bei ihnen soll der unversöhnliche Haß gegen ihr ganzes Wesen wohnen; wir wollen die Schutzmauer von Teutschland gegen ihren Einfluß sein, Dünen, Damm und Mauer gegen ihre Schlechtigkeit . . . Der Entschluß, nichts mit ihnen gemein zu haben, soll wie ein Gebirg zwischen uns und ihnen stehen.“ In den Gesprächen „Der Kaiser und das Reich“ fordert Görres ein starkes deutsches Kaisertum unter der habsburgischen Dynastie, aber unter Beteiligung Preußens, mit gesetzgebender Gewalt der Fürsten und verfassungsmäßigem Anteil des Volkes. Görres ist Großdeutscher, er will ein neues großdeutsches Reich mit starker Zentralgewalt, er schätzt, wie die Aufsatzreihe „Preußen und sein Heer“ deutlich erweist, die Bedeutung Preußens als deutscher Aufbaumacht, aber er ordnet auch Preußen in seine gesamtdeutschen Ziele ein.

Hier liegt der Punkt, wo Görres früher oder später mit der künftigen Territorialmacht der Rheinlande zusammenstoßen mußte. Die Entwicklung ging auf den Sieg der Dynastien und Einzelstaaten, nicht der größeren Zusammenhänge, geschweige eines großdeutschen Reiches. Preußen mußte notgedrungen seine eigenen Interessen schützen, seine künftige Stellung in Deutschland, die im Wettbewerb mit dem habsburgischen Staate stand; Görres hat für diese beson-

deren preußischen Ziele keinen Sinn gehabt und mußte daher nach der Übertragung des Rheinlands an Preußen mit diesem in Zwist geraten. Schon im Mai 1815 erteilte der Staatskanzler Hardenberg dem Herausgeber des „Rheinischen Merkurs“ die erste Rüge und warnte ihn, sich in Zukunft für ein habsburgisches Kaisertum einzusetzen. Dann verboten Bayern und ihm folgend Württemberg das Blatt, das ihre egoistische Sonderpolitik angegriffen hatte, und im Januar 1816 folgte die preußische Regierung mit einem Verbot, dem die Entlassung Görres' aus seinem Amte in der Leitung des rheinischen Unterrichts zur Seite ging. Es war der erste sichtbare Zusammenstoß zwischen Preußen und seinen neuen westlichen Provinzen.

Dieser Kampf um die neue Lebensform der Rheinlande tritt nicht weniger bedeutsam in dem langen *Streite um den Ort der rheinischen Universität* zu Tage. Schon im November 1813, noch ehe das linke Rheinufer befreit war, hatte Sulpiz Boisserée bei dem Oberkommissar für die rheinische Landesbewaffnung, Oberstleutnant Rühle, Schritte für die Erneuerung der Kölner Hochschule unternommen; der Kölner Patriotenkreis war auf der Wacht. Am 28. April 1814 stellte die kölnische Schulverwaltungskammer ihren Entwurf zur Herstellung der Stadt-Kölnischen Universität auf; die Wiedererrichtung und Unterhaltung aus eigenen städtischen Mitteln wurde angeboten, gleichzeitig ein Nationalmuseum deutscher Altertümer in Köln angeregt — es sind die großen Kulturpläne des Wallrafkreises, die sogleich nach der Befreiung abermals einer Verwirklichung entgegendrängen. Aber schon regt sich die Nebenbuhlerin Bonn, im Januar 1814 bereits erfolgt ein offizielles Gesuch des Bonner Oberbürgermeisters Grafen Bolderbusch, die neue Universität nach Bonn zu verlegen, wobei besonders auf die vaterländische Haltung der Stadt zur Franzosenzeit hingewiesen wird. Im November 1814 greift der Streit in die literarische Öffentlichkeit ein: der Bonner Kreisdirektor, der Württemberger Philipp Jakob Rohfues, gibt seine Schrift heraus „Die Ansprüche und Hoffnungen der Stadt Bonn, vor dem Thron ihres künftigen Beherrschers niedergelegt von P. J. R.“ Hier werden alle sachlichen Gründe, die für Bonn sprechen, umfassend dargelegt:

die schöne Lage, die römische Vergangenheit, die mineralogischen und geologischen Verhältnisse, die Nähe der bergischen Industrie, die Kurfürstenschlösser als Herberge der neuen Hochschule, und nicht zuletzt der scharfe Hieb auf die Nebenbuhlerin, der Punkt, der in der geistigen Auseinandersetzung nun in den Mittelpunkt treten soll: Köln als „Brennpunkt der deutschen Obskuranz“.

Hier erfüllt sich ein rheinisches Schicksal, Vergangenheit und Gegenwart treten sich in den Weg. Für Köln tritt Gneisenau ein, der die Bedeutung der alten Reichsstadt zu würdigen versteht. Als die Waage im Herbst 1815 bedenklich zugunsten Bonns niederschwankt, reist der kölnische Beauftragte, der junge *Eberhard von Groot*e (1789—1864) aus dem Kölner Patriotenkreise, ins Pariser Hauptquartier und setzt Gneisenaus Vermittlung in Bewegung. Die Sache wendet sich für Köln, umsomehr als im Sommer 1816 eine von der Berliner Regierung angeforderte Denkschrift des Grafen von Solms-Laubach, des neuen Oberpräsidenten der Provinz Niederrhein, sich für Köln als Ort der Hochschule und großen deutschen Kunstsitz erklärt, wobei der immer wiederkehrende Einwand gegen das klerikale Köln mit den satirischen Worten abgewiesen wird: „An sich kann der Umstand, daß es an einem Orte dunkel ist, nicht als Grund gelten, daselbst kein Licht anzuzünden; nach Umständen könnte man eher das Gegenteil daraus folgern.“ Diese günstige Lage für Köln ist nicht zum wenigsten durch den törichten Schritt rückwendig gemacht worden, den der westfälische Freiherr Werner von Haxthausen, der Oheim Annettens von Droste-Hülshoff, für Köln unternahm; seine Denkschrift forderte eine katholische stadtkölnische Universität, stellte Köln als zweite, katholische Hauptstadt Preußens hin! Hier griffen die Gegner ein. Für Bonn sprach sich Stein aus, dann mit höchster Entschiedenheit Arndt, der in seinem Schreiben vom 27. April 1817 Köln als „die papischste Stadt in ganz Teutschland“ als „teutsches Rom“ bezeichnete; selbst der Münsterer Domprobst und spätere Kölner Erzbischof Freiherr von Spiegel wandte sich gegen Köln und wies auf den „freien Geist“ in Bonn hin. Der Referent für die preußischen Hochschulen Johann Wilhelm Süvern er-

klärte in seiner Denkschrift vom 27. Juli 1817, daß eine Kölner Universität dem Klerikalismus preisgegeben sei, daß Köln dann ein deutsches Rom werden müßte, der Minister Schuckmann, der im Sommer 1817 das Rheinland besuchte, entschied sich gleichfalls für Bonn im Hinblick auf die klerikale Gefahr, und die entscheidende Denkschrift des neuen Kultusministers Altenstein vom 16. Mai 1818 wies auf den „Geist der Hierarchie, der Bigotterie und einer unlauteren Mystik“ in Köln, der für eine Hochschule deutschen Geistes eine ungeeignete Atmosphäre bilde. Die Königliche Kabinettsordre vom 26. Mai 1818 stiftete die *Universität Bonn* als paritätische Hochschule mit zwei theologischen Fakultäten, einer protestantischen und einer katholischen, und zwei Geschichtspröfessuren in gleicher Teilung. Köln büßte die Sünden seiner klerikalen Vergangenheit, die Hoffnungen eines Kulturmittelpunktes in der rheinischen Hauptstadt wurden jäh zerschlagen, die Pläne des Wallrafkreises ein für allemal zerstört. Die neue preußische Herrschaft übte das „divide et impera“ wie in einem fremden Lande: Düsseldorf bekam 1819 die Kunstakademie, Aachen die Technische Hochschule, Bonn die Universität, Köln wurde wie unter französischer Herrschaft jeder führenden Kulturanstalt beraubt. Für die Kulturentwicklung der Rheinlande ist diese Entscheidung des Jahres 1818 von schwerwiegender Bedeutung gewesen; sie hat den Rheinlanden den eigentlichen Kulturmittelpunkt genommen und damit die Zersplitterung und provinzielle Zerstreuung des rheinischen Geisteslebens im 19. Jahrhundert verschuldet.

Auch Goethe ist in den rheinischen Hochschulstreit hineingezogen worden; er nahm eine neutrale Stellung ein, aber mit einer unverkennbaren Hervorhebung der großen Anlagen Kölns zu einem rheinischen Mittelpunkt. Nachdem er 1797, auf seiner dritten Schweizerreise, zum letzten Male nach Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe gekommen war, reist er im Juli 1814 nach siebzehn Jahren wieder in die Heimat, die in ihm ihren größten geistigen Vertreter empfängt. Goethes Rheinreisen von 1814—1815 sind der sichtbare Ausdruck der Wiedervereinigung der Rheinlande mit dem großen

Vaterlande; sie sind für Goethe selbst eine Heimkehr, eine zweite Jugend gewesen. Er ist wieder aufgelebt in der heimischen Luft; Kunst, geschichtliche Erinnerungen, Baudenkmäler, Natur und Landschaft, Volkstum und Volksfeste sprechen ihn an und geben ihm ein neues Leben. Man spürt die Behaglichkeit und Weltfreude dieser rheinischen Sommertage in der farbenfrohen, heiterfreien Schilderung vom 16. August 1814 „Sankt-Rochusfest zu Bingen“, aus den Erlebnisblättern „Im Rheingau Herbsttage“, wo der Besuch bei Franz Brentano im Landhause zu Winkel am Rhein, das Verweilen auf Karolines von Günderode Todesstätte im Mittelpunkte steht. In Heidelberg unterzieht Goethe die Boisseréesche Gemäldesammlung einem eingehenden Studium, das im nächsten Jahre wiederholt wird; mit voller Absicht hat sich Goethe auf diesen Rheinreisen zu einem tieferen Verständnis der altdeutschen Malerei, zu einer neuen Schätzung der Gotik durchgerungen. Das tiefdringendste Erlebnis aber sind die Tage auf der Gerbermühle zu Frankfurt, die Tage der hellflammenden Altersliebe zu Marianne von Willemer und das lyrische Wechselgespräch, das in den „Westöstlichen Divan“ und seine weite Weltabspiegelung eingegangen ist. Die zweite Rheinreise im Sommer 1815 führt ihn in Wiesbaden mit dem Reichsfreiherrn von Stein zusammen, gemeinsam wird eine Rheinfahrt unternommen, Koblenz, Neuwied, Bonn, Köln besucht, überall die Kunst- und Altertumsammlungen in regen Augenschein genommen, in Bonn die Sammlung des Kanonikus Pick, in Köln die Wallrafschen Sammlungen und der Dom, dessen Vollendung damals das allgemeine Thema war, nachdem Görres 1814 für diesen großen Gedanken eingetreten war. Mit Görres, dem damaligen Herausgeber des „Rheinischen Merkurs“, war Goethe in Koblenz zusammengetroffen. Alle rheinischen Städte werden besucht, ihre Kunstschatze besichtigt, in Frankfurt die Städelsche Bildersammlung und die Senckenbergischen naturwissenschaftlich-medizinischen Anstalten, in Darmstadt der Antikensaal, in Heidelberg erneut die Boisseréesche Sammlung, in Hanau die Sammlung des 1808 begründeten naturgeschichtlichen Vereins. 1816 beginnt Goethe seine Zeitschrift „Über Kunst und

Altertum in den Rhein- und Maingegenden“, die bis 1818 unter diesem Titel erscheint, dann in das allgemeinere „Über Kunst und Altertum“ umgewandelt wird; hier erscheinen die eingängigen Berichte „Kunstschatze am Rhein, Main und Neckar“ mit der genauen Analyse der Boisseréeschen Gemälde, der Darlegung der Domvollendungspläne, des Universitätsstreits, ein Beitrag Goethes zur rheinischen Kunst- und Geistesgeschichte, die in den allgemeinen Rahmen der rheinischen Wiedererstehung in diesen Jahren gehört.

Der Wiener Kongreß teilte das Rheinland mit Westfalen Preußen zu, überlieferte die linksrheinische Pfalz an Bayern, die rechtsrheinische an den fränkisch-alemannischen Doppelstaat Baden, gab Kurmainz an Hessen-Darmstadt und errichtete ein Herzogtum Nassau; der Aachener Kongreß 1818 drückte das Siegel auf diese Neuordnung. Zweidrittel des Stammesgebiets wurden der preussischen Großmacht angeschlossen und traten damit in eine völlig neue Epoche ihrer Entwicklung. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Rheinlande geistig erwacht und zu führenden Leistungen aufgestiegen; jetzt beginnt ein Neubau auf politischem, sozialem, wirtschaftlichem Gebiet, der auch die Grundlagen des geistigen Lebens verwandelt.